

22. Juni 2015 | 9. Symposium zur Förderung der Baukultur in Niedersachsen

REGIONALE BAUKULTUR – ANSPRUCH UND WIRKLICHKEIT





DOKUMENTATION

REGIONALE BAUKULTUR – ANSPRUCH UND WIRKLICHKEIT

22. Juni 2015
9. Symposium zur Förderung der Baukultur in Niedersachsen

Begrüßung

6__ Cornelia Rundt, Niedersächsische Ministerin für
Soziales, Gesundheit und Gleichstellung

10__ Wolfgang Schneider,
Präsident der Architektenkammer Niedersachsen

14__ **Der Architekt und das Land – eine schwierige Beziehung**
Prof. Dr. Alexander Gutzmer,
Chefredakteur Baumeister – Das Architektur-Magazin

18__ **Kulturarchitektur als Motor regionaler Entwicklung?**

paläon – im Spiegel der Kohle

Architekt *Tristan Kobler*,
Holzer Kobler Architekturen, Zürich, Berlin

Wild Wild Wald

Architekt *Peter Haimerl*,
München

Regionale oder europäische Baukultur?

Architekt *Prof. Max Dudler*,
Berlin, Zürich, Frankfurt

30__ **DISKUSSION**
Regionale Architektur als identitätsstiftende Idee?

Moderation: *Prof. Dr. Alexander Gutzmer*

Architekt *Joachim Brenncke*,
Vizepräsident der Bundesarchitektenkammer und Präsident der
Architektenkammer Mecklenburg-Vorpommern

Prof. Irene Lohaus,
Landschaftsarchitektin und Stadtplanerin, TU Dresden

Dr. Wolf-Michael Schmid,
Präsident der Industrie- und Handelskammer Braunschweig und Vorsitzender
des Fördervereins Schöninger Speere – Erbe der Menschheit e.V.

Architekt *Lothar Tabery*,
Vizepräsident der Architektenkammer Niedersachsen und stellvertretender
Vorsitzender des Vereins BauKulturLand e.V.

36__ **Unterschiedliche Bauaufgaben für den ländlichen Raum**

Architektur erzählt Landschaft

Architektin *Katja Ahad*,
AHAD Architekten, Braunschweig

Windparks als ästhetische Bereicherung regionaler Landschaften

Landschaftsarchitekt *Prof. Dr. Martin Prominski*,
Institut für Freiraumentwicklung, Leibniz Universität Hannover

Rural Urbanism

Architekt *Much Untertrifaller*,
Dietrich Untertrifaller Architekten, Bregenz

54__ **Kurzbiografien**

59__ **Impressum**



Cornelia Rundt

Niedersächsische Ministerin für Soziales,
Gesundheit und Gleichstellung



Sehr geehrter Herr Abgeordneter des Niedersächsischen Landtags Marco Brunotte, sehr geehrter Herr Bürgermeister Bäsecke, sehr geehrter Herr Präsident Schneider, meine sehr geehrten Damen und Herren, im Namen der Niedersächsischen Landesregierung begrüße ich Sie recht herzlich zum Symposium zur Baukultur in Niedersachsen, das wir heute bereits zum neunten Mal in bewährter Kooperation mit der Architektenkammer durchführen.

Unser Symposium, quasi zum Auftakt des Sommers, erfreut sich immer großer Beliebtheit. Es hat sich zu einer festen Größe im Kalender der baukulturell interessierten Fachöffentlichkeit etabliert. Ich freue mich sehr, dass wir mit dem Thema „Regionale Baukultur – Anspruch und Wirklichkeit“ Ihr Interesse wecken konnten.

Wir wollen heute den Fragen nachgehen:

- was ist „regionale Baukultur“,
- besitzen wir sie in Niedersachsen und
- wenn ja, finden wir sie auch in unseren ländlichen Regionen?

Ich denke, es erwartet uns eine sehr spannende Veranstaltung und danke an dieser Stelle allen, die am Zustandekommen beteiligt waren.

Die einfachen Grundelemente des Bauens, wie der Haustyp, die Dachlandschaft, die Proportionen, aber vor allem das Material sind uns allen irgendwie bekannt. Es ist uns bewusst oder unbewusst, dass es eindeutige regionale Gestaltungsmerkmale gibt, die wir in ihrer qualitätsvollen Ausprägung als „Regionale Baukultur“ bezeichnen. Sie ist für einen Landstrich oder auch eine Stadt typisch und sorgt im Idealfall für deren Wohlfühl- oder auch Wiedererkennungswert.

Ich sage Siena und vor Ihnen taucht die formvollendete Piazza del Campo mit ihrer charakteristischen roten Backstein-Pflasterung und den hellen Streifen aus Travertin auf. Und ... das klappt auch mit Goslar, Lüneburg oder Celle. In unseren Köpfen entstehen typische Bilder, in erster Linie geprägt durch die Materialien: Fachwerk, Backstein oder Klinker. Wir nehmen diese individuelle Kultur des Bauens nicht immer bewusst wahr, beklagen aber ihr Fehlen, Verschwinden oder Entstellen bisweilen. Unverkennbare regionale und lokale Eigenarten prägen also die Originalität unserer niedersächsischen Städte und Gemeinden.

Die historischen Ortslagen beispielsweise sind ein wesentliches Identifikationsmerkmal für Menschen mit ihrer Wohnumgebung oder als touristische Destinationen. Ihre Erhaltung, Erneuerung und Wiederbelebung ist von zentraler Bedeutung für die wirtschaftliche und touristische Entwicklung gerade unserer ländlichen Regionen. Eine zeitgemäße Interpretation nachhaltig gültiger Gestaltungsgrundzüge kann gerade hier die Basis für eine regionale Identität und damit Entwicklung legen. Und diese ist auch dringend geboten, wollen wir gerade im ländlichen Raum die anstehenden Probleme aus demografischen, wirtschaftlichen und Arbeitsmarktfaktoren lösen. Wirtschaft und Arbeitsmarkt entwickeln sich dort deutlich ungünstiger als in den prosperierenden Zentren.

Wir zeigen heute auf, wie Architektur und Baukultur mit gemeinsamen Impulsen positive Entwicklungen in Gang setzen. Leidenschaft und Optimismus prägen zum Beispiel den Entstehungsprozess des Konzerthauses in Blaubach, mit dem ein Stück Architekturkultur und zugleich Marke im Bayerischen Wald entstanden ist. Das

paläon nutzt mit gelungener Architektur und Parkgestaltung gekonnt die Qualitäten des Standorts im Landschaftsraum. Das touristische Highlight, das sich als Forschungs- und Erlebniszentrum „Schöninger Speere“ vermarktet, besitzt Strahlkraft weit über Schöningen hinaus und setzt im Ort und in der Region interessante Entwicklungsprozesse in Gang. Nutzen Sie ggf. im Pausengespräch die Möglichkeit, sich darüber mit dem anwesenden Schöninger Bürgermeister Herrn Bäsecke auszutauschen.

Im Rahmen der nationalen Stadtentwicklungspolitik ist seit Längerem, im städtischen Kontext, eine baukulturelle Qualitätsdebatte und Qualitätsoffensive im Gange. Wir wollen diese auch auf den für Niedersachsen so wichtigen ländlichen Raum übertragen. Die Landesregierung gestaltet hierbei in vielfältiger Weise im Rahmen der Möglichkeiten dieses wichtige Zukunftsfeld. Mit der Städtebau- und Wohnraumförderung, mit baukultureller Projektförderung und durch unser Mitwirken im erfolgreichen Netzwerk Baukultur, aber auch im Zusammenhang mit Dorferneuerung und im Tourismusbereich entwickeln wir die Baukulturlandschaften unseres Landes mit ihren typischen Architekturen verantwortungsvoll weiter.

Es ist uns bewusst, dass Städte und die ländlichen Regionen in den großen Herausforderungen des demografischen und wirtschaftlichen Strukturwandels stehen. Wir unterstützen daher die Kommunen darin, ihre städtebaulichen Strukturen zukunftsfähig zu gestalten. Ein wichtiger Entwicklungsmotor ist hier seit über 40 Jahren die Städtebauförderung. Mit ihren mittlerweile fünf Programmen kann sie gezielt und bedarfsgerecht auf die unterschiedlichen Problemlagen vor Ort reagieren. Dabei profitieren städtische und ländliche Räume gleichermaßen von den bereitgestellten Finanzmitteln. Dies belegt eine vom Bund getragene Auswertung (BBSR-Datenbank) zur Städtebauförderung, in der die räumliche Verteilung der Bundesfinanzhilfen von 1991 bis 2013 analysiert wurde. Die Fördermittel verteilten sich danach bundesweit nahezu gleichmäßig auf ländliche Räume (47 Prozent) und städtische Räume (53 Prozent).

Das Land Niedersachsen stellt im Programmjahr 2015 rund 95,6 Mio. Euro im Landesprogramm für die Städtebauförderung zur Verfügung. Damit fördern wir in diesem Jahr auf Rekordniveau. Im Leitprogramm „Soziale Stadt“ werden 22,5 Mio. Euro zur Verfügung gestellt und auch für die anderen Programme der Städtebauförderung stehen Mittel in erheblichem Umfang bereit:

- 26,3 Mio. Euro für das Programm „Stadtumbau West“,
- 22,8 Mio. Euro für „Aktive Stadt- und Ortsteilzentren“,
- 9,8 Mio. Euro für das Programm „Städtebaulicher Denkmalschutz“ sowie
- 14 Mio. Euro für das Programm „Kleinere Städte und Gemeinden.“

Niedersachsen wird damit auch weiterhin einen wichtigen Beitrag zur zukunfts-gerechten Modernisierung unserer Städte und Gemeinden leisten.

Die Entwicklung der ländlichen Räume ist ein wichtiges Anliegen niedersächsischer Politik, um die Lebensqualität im ländlichen Raum zu erhalten und zu verbessern. Hier ist das Niedersächsische Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz im Bereich der integrierten ländlichen Entwicklung und Dorfentwicklung auch baukulturell auf gutem Wege.

Es stellt diverse Programme, Fördermöglichkeiten und Planungsinstrumente zur Verfügung, weil regionale Baukultur ein wesentliches Merkmal gerade auch dörflicher Identität ist. Diese Identität bzw. Identifikation mit dem Ort und dem Umfeld stellt einen maßgeblichen Motor für die Bereitschaft dar, sich für das Lebensumfeld Dorf und das dörfliche Gemeinwesen zu engagieren. Hier kann Stadt durchaus vom Dorf lernen. Ob in LEADER-Regionen und Regionen der Integrierten Ländlichen Entwicklung oder in der Dorfentwicklung stehen die Bewahrung und Entwicklung regionaler Baukultur zunehmend im Fokus. Eine Voraussetzung für eine staatliche Förderung von Vorhaben ist beispielsweise, dass die Gestaltungssprache eines Dorfes zu beachten ist.

Aber auch bei der Förderung von Maßnahmen des ländlichen Tourismus oder von Einrichtungen für Basisdienstleistungen begründet sich in der regionalen



Baukultur ein wichtiger Qualitätsanspruch. In vielen Dorfentwicklungsverfahren werden Gestaltungsfilen oder Gestaltungsleitfäden unter Beteiligung der Bevölkerung erarbeitet. In einigen Verfahren wird die Bevölkerung konkret bei Bestandsaufnahmen eingebunden, wie aktuell im Verfahren der Dorfregion Wahrenholz-Schönewörde. Im Niedersächsischen Programm zur Förderung der Dorfentwicklung befinden sich aktuell 310 Dorfentwicklungsverfahren. Die Dorfentwicklung in Niedersachsen soll in der aktuellen Förderperiode mit über 200 Mio. Euro gefördert werden.

Die Zusammenhänge zwischen regionaler Baukultur, Standortattraktivität und wirtschaftlicher Entwicklung auch für ländliche Regionen werden also zunehmend erkannt. Und auch die Tatsache, dass Qualität planbar ist. Daher wollen wir Ihnen heute hervorragende Beispiele aus Niedersachsen und ein wenig darüber hinaus vorstellen. Wir möchten damit nach Möglichkeit Architekten, Ingenieure, Bauherren, Bauträger sowie Bürgerinnen und Bürger sensibilisieren und motivieren, sich für eine individuelle Planungs- und Baukultur ihres Ortes und ihrer Region einzusetzen.

Ich wünsche Ihnen einen spannenden Tag hier in Hannover und der Veranstaltung einen konstruktiven Verlauf.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Wolfgang Schneider

Präsident der Architektenkammer
Niedersachsen



Sehr geehrte Frau Ministerin Rundt, sehr geehrte Mitglieder des Niedersächsischen Landtags, sehr geehrte Vertreter der niedersächsischen Städte, Gemeinden und Kommunen, sehr geehrte Vertreter der Presse, sehr verehrte Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren,

auch ich begrüße Sie sehr herzlich zu unserem Symposium – heute im industriell geprägten Ambiente der sogenannten Apostelhalle. Der alte Schlot der ehemaligen Pelikanfabrik ist hier noch zu sehen. In diesem Sinne hoffe ich, dass Sie alle die Füller bereithalten, um Ihre Erkenntnisse des heutigen Tages zu notieren.

In den Symposien der letzten beiden Jahre stand das Thema „Wie wollen wir wohnen?“ auf unserer Tagesordnung. Diese Frage ist natürlich weiterhin aktuell. Wir hoffen, mit den Beiträgen dieser Veranstaltungen die Debatte bereichert zu haben. Auch heute werden wir das Thema Wohnen sicherlich wieder streifen, wenn wir aus dem Fokus der Stadt heraustreten und uns mit regionaler Baukultur beschäftigen.

Unsere jährliche Veranstaltung, die wir erneut in guter Tradition mit dem Niedersächsischen Sozialministerium veranstalten, heißt nicht umsonst im Untertitel „Symposium zur Förderung der Baukultur in Niedersachsen“. Ich bin Ihnen, Frau Ministerin Rundt, sehr dankbar für Ihre Mitwirkung und Unterstützung.

Es ist an der Zeit – und das war die Motivation für das heutige Thema – den Blick aus den Ballungszentren wie Hannover, Braunschweig, Osnabrück oder Göttingen auf die Regionen in unserem Flächenland zu lenken. Der Tag der Architektur tut dies bereits seit 20 Jahren und zeigt das baukulturelle Spektrum in ganz Niedersachsen – so auch dieses Jahr. Am Sonntag, dem 28. Juni laden wir Sie ganz herzlich dazu ein, das Bauen in Niedersachsen in den Zentren, aber eben vor allem auch in den ländlichen Regionen zu besichtigen. Es sind die unterschiedlichsten Bauwerke, von der sogenannten Alltagsarchitektur bis hin zu Leuchttürmen der Baukunst, die Sie erwarten.

Das alles sind sehenswerte und gute Beispiele. Aber lassen Sie mich auch kritisch anmerken, dass gerade in den suburbanen und ländlichen Räumen die Baukultur in den letzten Jahrzehnten auch vielerorts, verzeihen Sie, „auf den Hund“ gekommen ist. Statt einer behutsamen, flächenschonenden Innenentwicklung im Ort wurde der raschen Erschließung neuer Wohn- und Gewerbegebiete auf der berühmten „grünen Wiese“ der Vorzug gegeben – mit der Folge, dass die Zentren der Dörfer und Kleinstädte weiter an Attraktivität verloren.

Ich muss mich fragen, ob eine regionalspezifische Architektur in einem Flächenland wie Niedersachsen eine Zukunft hat und würde mir eine stärkere Position der politischen Entscheidungsträger bei der baulichen Entwicklung der Regionen wünschen. Wir wissen, dass es das gibt, wir müssen nicht nur nach Voralberg schauen. Die heutige Veranstaltung soll dazu beitragen, unseren Blick zu weiten.

Der 2. Demografiekongress der Niedersächsischen Landesregierung hat – was die bauliche Entwicklung der Regionen angeht – hierzu am 2. Juni Hinweise gegeben. Mehrere Wissenschaftsvertreter plädierten dafür, dem Standort Dorf eine Zukunft zu geben, Ortsbilder zu erhalten und wiederherzustellen. Ministerpräsident Stephan Weil betonte, dass der demografische Wandel die Dörfer besonders betreffe, er sei nicht mehr akademisch, sondern mittlerweile praktisch geworden. Die gegenwärtige Aufgabe laute, so Weil, „Management des Übergangs“. Dieses muss auch planerisch und baulich begleitet werden. Die Vielfalt der Aufgaben und die Vielfalt der Lösungen zeichnen das Bauen auf dem Lande aus. Es muss immer im Kontext der Region und seiner Geschichte gesehen werden, die sich über Kubaturen oder Materialien ebenso ausdrücken kann wie über ihre spezifische Gestaltung. Qualitätsvolle Gestaltung im Zusammenspiel mit regionalen, wirtschaftlichen und umweltgerechten Anforderungen ist die Herausforderung, der sich das Land, die Regionen, die Kommunen und Gemeinden in Zusammenarbeit mit Architekten, Landschaftsarchitekten und Stadtplanern stellen müssen.

Und noch etwas erscheint mir wichtig: Architektur hat nicht nur zweckdienlichen Charakter, sie hat auch eine symbolische, ja soziale Funktion. Gerade in den Regionen ist es wichtig, Orte und öffentliche Räume zu schaffen, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt fördern. Wir müssen uns alle unserer sozialen und kulturellen Verantwortung bewusst werden.

Als Architekten sind wir gehalten, angemessene Lösungen zu entwerfen, die den Ort stärken, beständig und nachhaltig sind und den Ansprüchen der Menschen gerecht werden. Kurz: Zur Architektur gehört auch die Auseinandersetzung mit sozialen Fragen.

Zu den vielfältigen Aufgaben zählt beispielsweise barrierefreies und altengerechtes Wohnen, das in vielen Bestandsbauten umzusetzen ist, sofern möglich. Auch der Neubau wird auf dem Land ein großes Thema sein. Wir benötigen dabei alltags-taugliche, aber auch gut gestaltete und praktische Lösungen. Nicht nur im Sinne



eines Universal Designs, das Architektur für die Menschen gut nutzbar macht. Auch aus einem anderen Aspekt heraus: In einem baukulturell unattraktiven Dorf wird es weder gelingen, Bewohner zu halten, noch neue zu gewinnen. Dies ist aber von großem Interesse, wenn wir verhindern wollen, dass unsere ländlichen Regionen weiter ausbluten, wie es mancherorts der Fall ist – wachsen tun derzeit noch die Hochschul- und die Dienstleistungsstandorte, andere Regionen schrumpfen. Es geht also um Identifikation mit dem Ort. Und die gelingt nun mal vor allem über das Gebaute. Die Bauwelt hat in ihrer Ausgabe vom 8. Mai 2015 das Thema ebenfalls unter dem Titel „Das neue Dorf“ ausführlich behandelt und festgehalten, dass die Entwicklung der Orte durch Architektur unterstützt, nicht aber in Gang gesetzt werde. Die Visionen für die Dörfer müssten aus den Dörfern selbst kommen, vor allem die Bürgermeister und ihre Tatkraft seien hier gefragt – ich denke aber auch an die Dorfgemeinschaft, die durch ihr bürgerschaftliches Engagement in der Lage ist, viel zu bewegen.

Hier möchten wir heute anknüpfen und mit diesem Symposium dazu beitragen, den Diskurs für Baukultur auf dem Land anzuregen – zum einen durch gute Beispiele, zum anderen durch eine Diskussion – und schauen dazu nach Niedersachsen, aber auch bewusst über die Landesgrenzen hinaus bis nach Österreich. Herr Kollege Much Untertrifaller aus Bregenz, mit vielen Auszeichnungen für gute Architektur geehrt, wird uns heute Nachmittag einige Bauwerke seines Büros zeigen und ich bin gespannt auf seine Erfolgsmethode. Vor allem, welche Aspekte sich davon auf Niedersachsen übertragen lassen könnten.

Ebenfalls am Nachmittag werden außerdem Architektin Katja Ahad aus Braunschweig und Landschaftsarchitekt Prof. Dr. Martin Prominski von der Leibniz Universität Hannover ganz unterschiedliche Projekte vorstellen. Ich freue mich, dass Sie alle drei heute hier sind und begrüße Sie sehr herzlich.

Das Gesamtprogramm, mit dem es jetzt gleich losgeht, wird eingeleitet von einem Vortrag von Prof. Dr. Alexander Gutzmer, Chefredakteur des Architektur-Magazins Baumeister. Lieber Herr Prof. Gutzmer, seien auch Sie herzlich willkommen. Sie werden uns auch durchs weitere Programm führen und unsere Diskussionsrunde vor der Mittagspause moderieren.

Dort soll über regionale Architektur als identitätsstiftende Idee diskutiert werden. Am Museum paläon zeigt sich beispielsweise sehr deutlich, was Architektur für eine strukturschwache Region zu leisten vermag. Darüber, aber auch darüber hinaus wird



Herr Gutzmer sprechen – unter anderem mit Dr. Wolf-Michael Schmid, Präsident der IHK Braunschweig und Vorsitzender des Fördervereins Schöninger Speere – Erbe der Menschheit e.V. Die Schöninger Speere sind im erwähnten paläon ausgestellt. Ich hatte letzte Woche das Vergnügen, das Museum zu besichtigen und vor allem von Ihnen, Herr Dr. Schmid, mehr über die Entstehungsgeschichte des Bauwerks zu erfahren – also über Ihren langen Atem und den Marsch durch die Institutionen zur Motivation der politischen Entscheidungsträger, Fördergelder bereitzustellen. Das Ergebnis ist beeindruckend. Herzlich willkommen heute in Hannover, Herr Dr. Schmid.

Mit dabei auch mein Kollege Joachim Brenncke, Vizepräsident der Bundesarchitektenkammer und gleichzeitig Präsident der Architektenkammer Mecklenburg-Vorpommern, eines sehr ländlich geprägten Bundeslandes also. Lieber Joachim, schön, dass du da bist. Mitdiskutieren wird auch Frau Prof. Irene Lohaus, sie arbeitet oft in den Regionen und nimmt an vielen regionalen Wettbewerben teil, sei es als Landschaftsarchitektin und Stadtplanerin oder auch als Jurymitglied. Herzlich Will-

kommen Frau Lohaus. Und auch der Vizepräsident unserer Kammer, Lothar Tabery, wird sein Know-how einbringen. Er hat im letzten Jahr den Verein BauKulturLand mit aus der Taufe gehoben und arbeitet als Architekt seit vielen Jahren im ländlichen Raum, weiß also sehr genau, wo der Baukultur auf dem Land geholfen werden muss. Lieber Lothar, schön, dass du mitmachst.

Natürlich werden wir zuvor das paläon auch im Vortrag erleben, Tristan Kobler ist bei uns, Architekt dieses Museums. An seinen Beitrag schließen sich weitere Beispiele aus dem ländlichen Raum an, diese werden uns von Peter Haimerl aus München und von Prof. Max Dudler aus Berlin und Zürich präsentiert. Alles renommierte Architekten und Meister ihrer Disziplin. Ich freue mich auf ihre Runde.

Ich komme zum Schluss. Frau Ministerin Rundt, ich hoffe darauf, im nächsten Jahr unsere dann zehnte Veranstaltung mit Ihnen gemeinsam eröffnen zu können. Zuvor gilt mein Dank allen an der diesjährigen Organisation und Vorbereitung Beteiligten aus Ministerium und Architektenkammer, insbesondere Herrn Menz.

Ich übergebe jetzt an Prof. Gutzmer. Dass er Chefredakteur des Architekturmagazins Baumeister ist, hatte ich bereits erwähnt. Zuvor arbeitete der promovierte Kulturwissenschaftler und Diplom-Kaufmann als Editorial Director bei Burda Creative. Als Chefredakteur verantwortete er knapp sechs Jahre lang das Wirtschaftsmagazin think:act. Drei Jahre lang berichtete Gutzmer zuvor für die Welt am Sonntag aus London und Berlin. Er ist Professor für Medienkultur und Kommunikation an der Quadriga-Hochschule in Berlin. Auf Focus online schreibt der gebürtige Hamburger Kolumnen zu Architektur und Stadt. Ich bitte jetzt Herrn Gutzmer hierher. Und Ihnen, meine Damen und Herren, wünsche ich einen interessanten Tag und in den Pausen gute Gespräche.



Prof. Dr. Alexander Gutzmer

Chefredakteur Baumeister – Das Architektur-Magazin

Der Architekt und das „Land“ – eine schwierige Beziehung

Meine Damen und Herren, ich möchte Sie gern zu unserem Symposium „Regionale Baukultur – Anspruch und Wirklichkeit“ begrüßen. Und ich möchte Ihnen danken, dass Sie mich überhaupt hereingelassen haben. Schließlich übernehme ich hier ja die Rolle des Süddeutschen. Denn ich bin zwar in Hannover aufgewachsen. Aber ich repräsentiere ja heute einen in München erscheinenden Architekturtitel. Und wie mir ein Kollege aus Berlin kürzlich mitteilte, gilt der Markt für Architekturzeitschriften in Deutschland ja als aufgeteilt. Jedem seine Region. Und uns eben der Süden. Auch das ist, wenn Sie so wollen, ein Stück „regionale Baukultur“.

Dem Baumeister der Süden. Hieß es immer. Aber es wird Sie nicht überraschen: Für uns und mich gilt das nicht. Deshalb bin ich ja hier. Ich will eine Zeitschrift machen, die Sie in Hannover genauso spannend finden wie Ihre Kollegen in München oder Stuttgart. Die Themen behandelt, die für Sie alle relevant sind. Und wenn Sie auch noch das eine oder andere Abo abschließen, so würde ich jeglichen Münchner Snobismus sowieso postwendend ablegen ...

Also: Was heißt das, „regionale Baukultur“? Es geht darum, breit zu denken und sich nicht zurückzuziehen in einen regionalen Cocoon. Womit ich nicht dafür plädieren möchte, kulturelle Unterschiede einzuebnen. Am allerwenigsten im Feld der Architektur. Im Gegenteil. Es geht darum, diese kulturell-räumlichen Spezifika herauszuarbeiten, sie geradezu zu betonen und als Möglichkeitsräume zu betrachten. Und um das zu schaffen, geht es für uns als Architekturjournalisten darum, unterschiedliche Landschaften und die Architektur, die in ihnen möglich ist, zunächst einmal zu verstehen. Gerade auch auf dem Land. Womit wir beim Thema des heutigen Tages wären.

Mit dem ländlichen Raum wollen wir uns heute befassen. Ich möchte dies zum Einstieg mit einem Zitat tun. Mit einem Zitat von jemandem, der den ländlichen Raum gelebt und beschrieben hat wie kaum ein Zweiter: mit dem niedersächsischen Schrift-

steller Arno Schmidt. In Bargfeld bei Celle ist er alt geworden. Zum Verhältnis zwischen Stadt und Land hat er Folgendes zum Besten gegeben: „Und was heißt schon New York“, schreibt Arno Schmidt in seinem Buch „Trommler beim Zaren“, das wie viele seiner Bücher autobiografisch geprägt ist. Da fragt er also: „Was heißt schon New York? Großstadt ist Großstadt. Ich war oft genug in Hannover.“

New York und Hannover – aus Bargfeld gesehen ein und dasselbe. Geht runter wie Öl oder? Mir als Hannoveraner auf jeden Fall. Was Schmidt sagen will, ist natürlich: Land und Stadt, Metropole und das vermeintliche Nichts dahinter – es ist alles eine Frage der Perspektive.

Wobei – es gibt ihn ja, den „ländlichen Raum“. Es gibt ihn aber nicht nur, weil wir empirisch Regionen geringerer Bewohnerdichte feststellen können. Ländlicher Raum ist ja nicht gleich Menschenleere. Und es ist auch nicht gleichzusetzen mit Suburbia. Nein, es gibt den ländlichen Raum als Konzept, weil der Begriff für uns Sinn macht. Weil wir mit ihm etwas verbinden können. Es gibt den Begriff, weil der ländliche Raum für uns ein eigenes räumliches Konzept mit eigenen Stärken und Komplikationen ist. Diese Stärken und Komplikationen müssen wir verstehen, wenn wir uns mit dem ländlichen Raum beschäftigen.

Der ländliche Raum ist auch ein Konzept, das alles andere wirkt als starr. Ein Konzept, das sich verändert – weil es gelebt wird. Und weil Architekten sich mit ihm beschäftigen – ebenso wie Politiker, Künstler, Sozialarbeiter und Journalisten. Gerade auch Journalisten. Ich weiß das aus meiner Zeit als freier Journalist in Hameln. Ich schrieb damals für die HAZ, genauer gesagt den „Deister-Anzeiger“ in der HAZ. Das war traumhaft: Jeden Tag vier Zeitungsseiten zu füllen und neben mir nur ein Redakteur. Aber das war auch anstrengend. Denn ganz so viel passierte um Hameln herum dann doch nicht. Vermeintlich gerade auch architektonisch nicht. Nach architekturrelevanten Themen musste man schon suchen.

Aber irgendwie ging es. Denn natürlich passiert viel im ländlichen Raum. Und zwar heute mehr denn je. Deshalb ist, aller Urbanisierung zum Trotz, das flache Land ja zunehmend auch Orientierungspunkt für viele Architekten. Es gibt sie, die klassische Architektenlandschaft fernab der Metropolen. Vorarlberg ist das vielleicht bekannteste Beispiel. Dort gehört anspruchsvolle Architektur quasi zum guten Ton. Much Untertrifaller wird uns davon später auch noch berichten.

Und dann gibt es die Gegenden, die durch eine ganz konkrete architektonische Intervention ihren Charakter als baukulturelle Diaspora verlieren und zur Pilgerstätte für die Schalträger aus ganz Europa werden. Vals in der Schweiz ist so ein Beispiel. Die dortige Therme von Peter Zumthor hat dort in Graubünden einen Kultort geschaffen.

Einen, der nun auch andere Architekten anzieht. Und der zu, nun ja, gewagten Vorschlägen einlädt. Ein Beispiel ist der 380 Meter hohe Wohnturm, den Morphosis vorgeschlagen haben. Natürlich eine Provokation, natürlich ein Monstrum. Aber ich will diese Wohnstange gar nicht verspotten. Das wäre einfach und würde dem intellektuellen Konzept dieses Turmes vielleicht auch nicht gerecht. Morphosis-Gründer Thom Mayne stellt seine monströse Stele ja bewusst in die Mitte der Bergidylle. Und er stellt sie auch nicht zufällig genau neben Zumthor. Mir scheint, er wolle hier das Prinzip des Reisens, des Tourismus selbst kritisieren – und zwar, indem er es auf die Spitze treibt. Auf die Turmspitze gewissermaßen. Sein Turm würde, wenn er gebaut würde, ja den „nur noch sehenden“ Besucher schaffen. Einen, der mit der realen Landschaft, mit ihrem Duft oder Gefühl nichts mehr zu schaffen hat. Und damit einen, der das Absurde in uns allen verkörpert wenn wir reisen. Der ultimative Tourist sozusagen.

Denn machen wir uns nichts vor: Wenn wir „aufs Land fahren“, sind wir alle Touristen. Und wir werden auch nie zum Teil der lokalen Community. Und zwar nicht nur im ländlichen Niedersachsen nicht. Nein, auch wenn wir nach Portugal reisen, nach Südafrika oder in den Jemen bleiben wir als Besucher, womöglich aus Städten kommend, ein struktureller Fremdkörper. Wer aufs Land reist, gehört nicht dazu. Das Land ist, anders als die Stadt, nicht automatisch „integrativ“.

Das gilt auch für die architektonische Intervention. Nicht nur bei Thom Mayne. Es ist schwer, eine Architektur zu schaffen, die im ländlichen Raum nicht aneckt, die sich einfügt und zwanglos dazugehört. Und ich frage mich, ob das so schlimm ist. Vielleicht ist die Schaffung von Widersprüchen durch architektonische Intervention

ja gar nicht so falsch. Vielleicht ist sie weniger schlimm als das Aufrechterhalten der Illusion des harmonischen, des bruchfreien Raumes. Ja, Architektur schafft Brüche. Und indem sie das tut, hält sie der Gesellschaft gewissermaßen den Spiegel vor. Auch und gerade auf dem Land. Denn es ist auf dem Land, wo wir an unsere Grenzen geraten. An die Grenzen des urban-Gestalteten. Des Menschen-vollen. Des Gradlinigen oder des 90-Grad-mäßigen.

Und des Kulturellen? Nein, das natürlich nicht. Am wenigsten vielleicht nicht bei uns im dicht besiedelten, jahrtausendlang entwickelten Mitteleuropa. Wir leben in Kulturlandschaften – überall. Und das meine ich nicht positiv-wertend. Aber fliegen Sie mal recht tief über scheinbar menschenleere Gegenden. Was sehen Sie dann? Geometrische Muster. Jeder Ort, jeder Raum ist bei uns durch Menschenhand konzipiert und überformt. Wir haben den Dialog mit der Natur, mit der Erde angenommen. Manchmal entstanden Städte daraus, anderswo Landschaften.

Und mit diesen gilt es nun umzugehen. Behutsam umzugehen, um genau zu sein. Nicht, weil sie fragil oder gefährdet wären. Nein, das sind sie ganz und gar nicht. Etwas anderes sind sie: widerständig. Der ländliche Raum kann sich der architektonischen Intervention widersetzen, wenn er will. Er kann sie unterminieren. Und eine Architektur, die sich den Regeln des Ortes, an dem sie entsteht, völlig verweigert, die sie ignoriert, läuft Gefahr, autistisch zu werden.

Mit diesem Autismus werden wir uns an diesem Tag nicht befassen. Wir werden Gebäude und Projekte kennenlernen, die nicht autistisch agieren, sondern die dialogfähig sind. Die den ländlichen Raum als Gestaltungsaufgabe verstehen, der es sich mit Rücksicht, aber vor allem auch mit Faszination für den Rahmen des Vorgefundenen zu nähern gilt. Und wir werden Projekte kennenlernen, die, indem sie all dies tun, damit auch in Lebensmodellen denken. Denn das sollten wir als Raumschaffende uns immer vergegenwärtigen. Menschen leben auf dem Land, weil sie damit ein Lebensmodell verbinden. Weil sie dort leben wollen. Weil dieser Raum zu ihnen spricht. Und diesen Dialogprozess zwischen Mensch und Landschaft gilt es, architektonisch zu befördern oder erst möglich zu machen.

Dabei gilt es für gute, für mutige Architekten nicht nur dahin zu gehen, wo das Land leicht zu gestalten ist oder keine Widerstände bietet. Einzigartig wird Architektur auf dem Land doch dort, wo sie die Spezifika des Ortes selbstbewusst annimmt und integriert. In diesem Zusammenhang noch ein weiteres Beispiel: Ein Bergwerk

in Schweden, welches das Stockholmer Architekturbüro „Wohnzimmer“ (der Name ist tatsächlich deutsch) in ein Hotel umbaute. Dies ist nicht klassisches Bauen im ländlichen Raum. Es ist ein Beispiel für eine Architektur, die mit Elementen arbeitet. Und die dabei an ihre Grenzen geht. Denn ist dieses Hotel im Berg überhaupt noch Architektur? Ich behaupte: ja. Nicht nur, weil hier ein momentan sehr angesagtes Architekturbüro gebaut hat. Nein, für meinen Vortrag erschien mir dieses Stück Architektur auch deshalb passend, weil es den Raum des Vorgefundenen in seiner ganzen Drastik annimmt und als Gestaltungsherausforderung begreift. Weil es diesen schwedischen Berg als Möglichkeitsraum versteht. Weil es mit der Natur arbeitet. Und weil es ganz genau hinschaut.

Denn genau darum geht es für eine gute Architektur im ländlichen Kontext. Es geht darum, genau hinzuschauen, zuzuhören und hinzufühlen. Das unterscheidet denjenigen, der sich im ländlichen Raum engagiert, von seinem urbanen Counterpart. In der Stadt müssen wir nicht genau hinschauen, weil die Stadt mit all ihren Zeichen und Impressionen sich uns ohnehin permanent offenbart. Der ländliche Raum tut dies nicht. Wir müssen genauer hinschauen, wenn wir der Landschaft gerecht werden wollen. Vielleicht müssen wir uns auch wie Goethes Werther hinlegen und den Grashalmen beim Wachsen zuschauen. Dann sehen wir Kräfte, die der Arbeit des Architekten Orientierung geben. Orientierung nicht in irgendeinem harmonistischen oder romantisierenden Sinn. Sondern einfach in einem Sinn, der aus kleinen Signalen große Effekte herstellt. Effekte, wie sie der Schriftsteller Arno Schmidt schaffen konnte, der von seinem Häuschen in Bargfeld aus einen ganzen Literaturkosmos mit zahllosen globalräumlichen und globalhistorischen Bezügen hat wachsen lassen.

Was freilich nicht heißt, dass Schmidt selber zum Dörfler geworden ist oder eins wurde mit seinem Heimatdorf. Er war und blieb als Analytiker ein Außenseiter – und er musste es vielleicht auch sein. Hierin ähnelt er dem Architekten. Der trägt, wenn er auf dem Land baut, zwangsläufig auch ein Stück nichtländliche Perspektive in das hier im Norden meist flache Land hinein. Leicht macht das seinen Job nicht unbedingt. Noch einmal Arno Schmidt: Der hat gerne behauptet, dass man ihn als „Verrückten“ bezeichnet habe in Bargfeld, als „eine Schande für's Dorf“.

Ob das stimmt, wissen wir nicht. Verbürgt ist hingegen die Reaktion der Dorfbewohner, wenn Schmidt, was gelegentlich der Fall war, Besuch aus der Stadt bekam. „Wollense etwa zu Schmidt? Da kommense nicht rein“, hieß es dann. Und für die

Dörfler galt das sicher auch. Sie kamen bei Arno Schmidt nicht „rein“. Er war ein Abgrenzer. Ein Abgrenzer im ohnehin abgegrenzten Raum, der kargen Heidelandschaft.

Für Sie als Architekten sollte das natürlich nicht gelten. Im Gegenteil. Wenn Sie auf dem Land bauen, dann gilt besonders, was für gute Architektur insgesamt die Grundlage bildet: sich nicht abgrenzen. Sondern zuhören, zuhören, zuhören. Hören wir dem ländlichen Raum zu, hören wir seine Geschichten. Dann inspiriert er uns. Und dann gelingt auch das Projekt „ländlicher Raum 2.0“.

In diesem Sinne freue ich mich nun, auch zuzuhören. Ich freue mich darauf, einen Tag lang spannende Vorträge über architektonische Interventionen auf dem Land zu hören. Ich freue mich auf den Beweis, dass es sie gibt, die regionale Baukultur. Vielen Dank.



Architekt Tristan Kobler

Holzer Kobler Architekturen, Zürich, Berlin



paläon – Im Spiegel der Kohle

Als Gestalter und Architekt hat Anspruch nie was mit Wirklichkeit zu tun. Anspruch ist absolut, endlos und ein Ziel, das kaum je zu erreichen ist. Anspruch ist unersättlich und grenzenlos. Der Anspruch an sein Werk ist für jeden Designer ein schwieriges Verhältnis. Jedes Werk, das realisiert werden kann, ist daher eine Gelegenheit, die eigene Disziplin weiterzudenken. Bauten – vor allem Bauten, die Öffentlichkeit generieren und brauchen – sind dabei eine besondere Gelegenheit, da sie auch öffentlich diskutiert werden. Sie sollten nicht nur der Nagelprobe kollektiver Kritik standhalten, sondern Teil der Familie werden.

Ein Haus wie das Besucher- und Forschungszentrum *paläon*, das sich an die Öffentlichkeit richtet, ist dann erfolgreich, wenn es inhaltlich und gestalterisch breite Akzeptanz findet und von den Nutzern als ihr Eigenes annektiert wird. Ob dies gelingt, kann beim Planen zwar erahnt, aber noch nicht verifiziert werden. Begeistert das Projekt sowohl die Jury, als auch die Beteiligten, kann zumindest davon ausgegangen werden, dass das Potenzial vorhanden ist. Voraussetzung ist aber ein Zusammenspiel von Inhalt und Form, Ort und Kontext, die in Verbindung eine Geschichte erzählen.

Naturspektakel oder Kulturprojekte als Katalysatoren zu nutzen und diese wirtschaftlich umzumünzen, ist eine Strategie, die bekannte Tourismusdestinationen intensiv nutzen. Bei meinen Reisen ist mir aufgefallen, dass Kultur- und Touristenziele ganz gezielt geschaffen werden können, um einen Mehrwert für die Gemeinde oder die umliegenden Grundstücke zu generieren.

Ein Beispiel, ein Museum als Standortvorteil zu nutzen, ist das *Alpinarium* in Galtür. Das kleine, touristisch orientierte Bergdorf im Paznaun in Tirol mit ungefähr 800 Einwohnern leistet sich ein Haus mit Restaurant, Veranstaltungsraum und einem Ausstellungsraum von 750 qm Fläche. In der Ausstellung, die wir inhaltlich und gestalterisch umsetzen, wird das Leben in einer kraftvollen Landschaft mit all seinen Eigenheiten dargestellt und kritisch hinterfragt. Die Ausstellung ist ein Stück Selbstvergewisserung und ein Statement, um sich von den umgebenden Tourismusdestinationen abzusetzen. Natur und Kultur sind die zwei Faktoren, auf die Galtür setzt.

Auch Städte nutzen Kultur als touristische Attraktionen, um die Gunst von großen Firmen für sich zu gewinnen. Diese suchen attraktive Standorte, um hoch qualifizierte Mitarbeiter anzulocken. Das Zusammenspiel von Politik, Wirtschaft und Kul-

Kulturarchitektur als Motor regionaler Entwicklung?

tur ist in größeren Städten oft seit langem eingespielt. Nicht zuletzt nutzen international ausgerichtete Firmen selbst ihre eigenen Möglichkeiten, kulturelle Tätigkeit werbewirksam, aber auch als Identifikationsstrategie für ihre eigene Belegschaft einzusetzen. Kultur schafft Identität und Identität schafft Orte die animieren.

Doch zurück zum Projekt *paläon*. Dieses wurde schon vor dem Architekturwettbewerb als Projekt konzipiert, das überregionale Anziehungskraft ausüben soll. Diese Vorgabe basierte auf zwei Voraussetzungen. Erstens werden archäologische Funde vor Ort ausgestellt, deren Bedeutung wissenschaftlich hochrangig ist und zweitens sollen sie mit einem architektonischen Landmark einen touristischen Anziehungspunkt bilden. Nach dem absehbaren Ende des industrialisierten Braunkohleabbaus sollen wirtschaftlich neue Felder erschlossen werden. Tourismus basierend auf Kultur und Wissenschaft als Substitute für den Wegzug von Industrie hat sich an vielen Orten als Erfolgsgeschichte ausbezahlt. Voraussetzung, dass dies gelingen kann, ist, eine hohe Qualität auf allen Ebenen zu erreichen. Erwartet wird ein positiver Sogeffekt auf die Umgebung, der sich längerfristig und indirekt wirtschaftlich auszahlen soll.

Der Standort des *paläon*, am Rande des riesigen Braunkohleabbaus auf einer bisher landwirtschaftlich genutzten Fläche, hat bei mir nie die Idee vom Bauen auf dem Lande aufkommen lassen. Einerseits ist Schöningen eine Stadt und kein Dorf, zum andern befindet sich das Grundstück am Rande eines industriellen Komplexes von riesigem Ausmaß. Der Kontext ist also alles andere als ländlich. Die klaffende Wunde vom Kohleabbau im Boden wird sich irgendwann als Baggersee wieder mit der umgebenden Landschaft versöhnen. Das Gebäude – jetzt am Rande eines Industriegebietes – steht in etwa fünfzig Jahren am Seeufer.

Der zweite Kontext, auf den wir uns stützten war der Inhalt, das Thema der Archäologie selbst. Das Besucher- und Forschungszentrum beschäftigt sich mit einer Zeit vor der Architektur, in der die nomadisierenden Menschen keine Bauten, höchstens Zelte oder irgendwelche Schutzdächer hatten.

Vom Homo Heidelbergensis und den Funden vor etwa 300.000 Jahren, die hier ausgegraben wurden, sind keine Artefakte gefunden worden, aus der wir Formen für unsere Architektur generieren konnten. Als Vorlage dienten die handwerklich gekonnt gefertigten und funktionstüchtigen Speere, tausende zerschlagene Knochen, meist



paläon, Foyer & Treppenhaus



paläon, verspiegelte Fassade



paläon, Aussenansicht



paläon, Dauerausstellung

(Fotos: Jan Bitter)

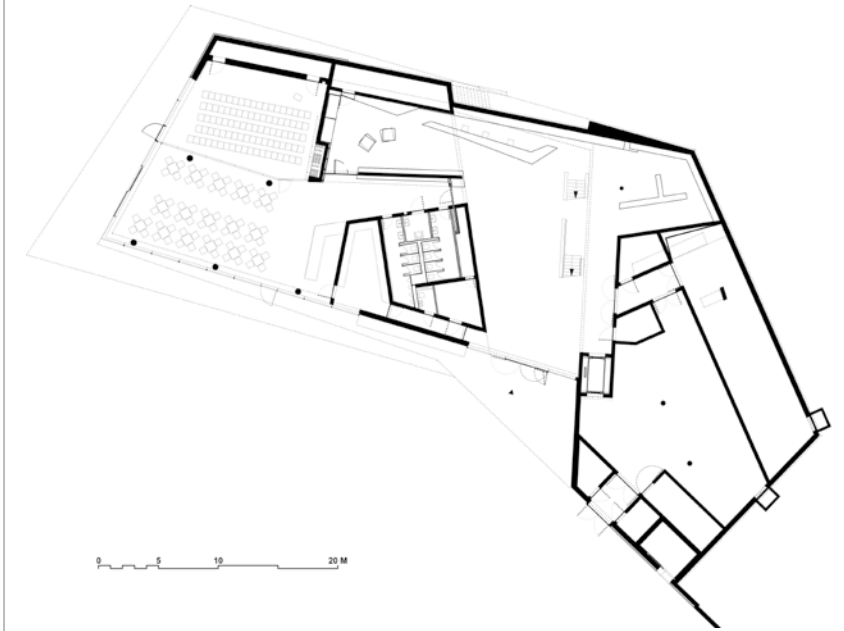
von Pferden mit wenigen Kratzspuren daran. Wir wussten lediglich, dass hier an einem Herbstnachmittag vor mindestens 300.000 Jahren Frühmenschen Wildpferde jagten. Außergewöhnlich daran ist, dass man diese Fähigkeit vor diesem Fund dem Frühmenschen kaum zugetraut hätte. Große Wildpferde können nur in einer Gruppe gejagt werden, es braucht Planung oder zumindest Kommunikation. Diese Folgerungen der Archäologen und Wissenschaftler haben uns inspiriert.

Das Gebäude wollten wir direkt in Bezug zu den Funden bringen, zu den Speeren und dazu, wie Speere eingesetzt werden. Es sollte sich mit der Landschaft verweben und verschmelzen. Eine Architektur für Frühmenschen zu bauen, haben wir aber als Anachronismus empfunden, was zu zwei Strategien führte: Das Gebäude darf nicht mit einer Architektur oder einem Material früher Bauten in Bezug gebracht werden. Holz oder Stein könnten dies suggerieren und wurden von uns daher ausgeschlossen. Die Architektur soll so modern und funktional daherkommen wie die damaligen High-Tech-Instrumente – die Speere. Die Architektur sollte auch eine Geschichte erzählen, die hier am authentischen Ort stattgefunden hat. Sie soll auch die zwei Funktionen von Besucherzentrum und Forschungszentrum als Mehrwert inszenieren und zudem als Teil der Ausstellung verstanden werden.

Zu Beginn des Entwurfes haben wir uns mit den Kurven von Flugbahnen beschäftigt, was entsprechend schwierige Gebäudeformen ergab. Irgendwann kamen wir darauf, dass Pferdejagd als geplanter Akt, aber auch das Vermessen des Fundortes mit Vektoren der Speere und mit Sichtachsen zu tun haben. Mit diesen Achsen haben wir das Äußere, wie auch alle Linien in die Landschaft und im Inneren des Hauses in ein Ordnungssystem gebracht, das mehr mit Jagd als mit kartesischem Denken zu tun hat. Sichtachsen und Fensteröffnungen sollen ganz gezielte und gerichtete Vektoren durch das Gebäude schneiden. Ausgewählte Landschaftselemente sollen die Wege und Blickrichtungen im ganzen Gebäude bestimmen.

Von außen wollten wir das Gebäude so in die Landschaft setzen, dass diese visuell so wenig wie möglich tangiert wird. Aus diesem Grund haben wir das Gebäude, das eigentlich nicht in diese nachgebildete Landschaft gehört, auch ganz verspiegelt. Der gespiegelte Horizont sollte weiterlaufen und das Gebäude zum Verschwinden bringen. Es ist da und gleichzeitig auch nicht. Die Furchungen der polierten Aluminiumbleche nehmen die Furchungen des Tagebaus auf, die Fenster sind wie die Verwundungen an der aufgeschlitzten Haut der Pferde.

Der Bau soll diese Regeln auch im Inneren weiterführen, um die Architektur zum Träger einer Geschichte werden zu lassen: Die Treppen und Wege, gerade Vektoren im Rot von getrocknetem Blut, durchschneiden den Raum auf allen daran angegliederten Ebenen. Die zweite Farbe, das helle Grün, wurde bei Einbauten und Mobiliar mit Referenz zur grünen Natur in die archaisch reduzierte Betonarchitektur im Inneren



paläon, Grundriss EG (© Holzer Kobler Architekturen)

eingestreut. Die rohen Materialien von Boden und Wänden beziehen sich auf die Archäologie und den Tagebau mit seiner schroffen, faszinierenden und unlieblichen Landschaft.

Häuser erzählen immer eine Geschichte über Inhalt, die Nutzer oder auch das Denken in einer Zeit. Sie entwickeln sich aus dem Kontext und sind gebaut aus Wünschen und Träumen von denen, die sie als Botschaft verstehen. Häuser stiften Identität und setzen Werte. Architektur ist daher ein urmenschliches Mittel der Kommunikation, das Ereignisse lokal verortet. Trifft sie einen archaischen Nerv und ist sie eigenwillig genug, kann sie die Menschen emotional erreichen. Diese tragen sie als Erzählung weiter und verstreuen sie in die weite Welt. Das paläon wurde in dieser Absicht erdacht, erbaut und lebt im Betrieb diese Vision weiter.

Architekt Peter Haimerl

peter haimerl . architektur, München



Kulturarchitektur als Motor regionaler Entwicklung?

Wild Wild Wald

Die neue Ortsmitte

Blaibach liegt nahe der tschechischen Grenze im Bayerischen Wald. Das Dorf mit circa 2.000 Einwohnern hat eine lange Steinhauertradition. Wie in vielen anderen Dörfern drohte auch hier die Ortsmitte zu verfallen. Doch 2012 erwarb die Gemeinde das Bäckerhausanwesen mit Wohn- und Geschäftshaus und dem sogenannten „Blauen Haus“, um im Rahmen des Modellvorhabens „Ort schafft Mitte“ die Dorfmitte zu revitalisieren. Das „Blaue Haus“ sollte als erstes Projekt in der Ortsmitte erweitert und zu einem Bürgerhaus umgebaut werden. Durch die Einbeziehung der vorhandenen Bausubstanz und der Erweiterung innerhalb des früheren Gebäudevolumens konnte ein nachhaltiges Baukonzept umgesetzt werden. Der Bau des Bürgerhauses ist als erste Anregung für weitere Projekte innerhalb des Dorfkerns angedacht worden. Die Zielsetzung einer völlig neuen Ortsmitte hat sich mittlerweile erfüllt, da durch zeitgemäßen und kräftigen Einsatz moderner Stilmittel beim Bürgerhaus auch die nötige Aufbruchstimmung für die Sanierung des Waidlerhauses und vor allem für den Neubau eines Konzerthauses ausgelöst wurde.

Bürgerhaus Blaibach

Die Beibehaltung der Hausform mit Satteldach führt die traditionelle Formensprache fort. Die zeitgemäße Betonoberfläche ist ähnlich lebendig wie traditionelle Fassaden aus Holz oder frühere Kalkputzoberflächen. Das Bürgerhaus in Blaibach ist auf den ersten Blick ein moderner Bau mit Betonfassade, es ist aber vor allem ein Bau, der auf Qualität in der Baukunst und die Verwendung von ökologischen, beziehungsweise traditionellen Baumaterialien Wert legt.

Der nachhaltigste Bau ist ein Bau, der schon gebaut ist

Das „Blaue Haus“ am Kirchplatz gegenüber Schloss und Kirche war so ein Haus, ein altes, leer stehendes Bauernhaus. Der Keller ist aus Granitsteinen gemauert, die Wände aus Lehmziegeln, Holzdachkonstruktion. Der Abriss alleine würde neben hohen Kosten auch erheblichen Ressourcen- und Energieverbrauch bedeuten. Zudem ist der Bestand bereits aus ökologischen, umweltfreundlichen Materialien wie ungebrannten Lehmziegeln mit hervorragenden Speichereigenschaften ausgestattet.

Recycling mit modernen Baustoffen und örtlichen Fundstücken

Die wärmedämmende Ummantelung des Bestandes sowie die Außenwände des Anbaus bestehen aus Glasschaumschotterbeton. Dieser Beton eignet sich hervorragend durch seine guten bauphysikalischen Eigenschaften, seine angenehme lebendige Oberfläche, die an Naturstein oder Holz erinnert. Vor allem ist es aber einer der wenigen echten Recyclingbaustoffe, der mithilfe von Wasserkraftstrom aus recycelten Glasflaschen hergestellt wird. Der Fußboden in der Flez, im Eingangsbereich, besteht aus vor Ort gefundenen oder vorher eingebauten Granitplatten, wie die ehemaligen Fensterbretter. Über die Hälfte der Platten wurde von der Familie Bablic aus Blaibach gespendet. Die Vielfältigkeit der Platten verleiht dem Fußboden eine Lebendigkeit, die monotone Granitsteinplatten vermissen lassen.

Altbewährtes neu gedacht

Auch beim Innenausbau wurde Wert auf biologische Bauweise gelegt. Die Böden sowie die Türen im Innenbereich bestehen durchweg aus massiven, drei Zentimeter



Bürgerhaus und Konzertsaal Blaibach



Bürgerhaus Blaibach



Ratssaal

Fotos: Edward Beierle, München



Konzertsaal Blaibach



starken Tannenholzdielen in Breiten zwischen 20 bis 30 cm. Hier wird die Tradition der Stubenböden aus Tanne wieder aufgegriffen. Auch sämtliche Möbel bestehen aus massiven Dreischicht-Tannenholzplatten. Besonders zu betonen ist die Herkunft der Hölzer. Sie stammen alle aus dem Lamer Winkel im Bayerischen Wald. Die Fenster und das Hauseingangstürelement bestehen aus witterungsbeständigem Lärchenholz, dessen Witterungsprozess eine schöne Farbwan- delung von Rot nach Silbergrau aufweist. Die meisten Putze sind Kalkputze mit weißer Kalkfarbe angestrichen, wie sie bis vor kurzem üblich waren im Bayerischen Wald.

Ratssaal

Im Ratssaal wird das architektonische Konzept von alter und neuer Hülle von innen spürbar. Beim Betreten durchschreitet man die alte Wand, die in der Tradition des Bayerischen Waldes mit weißer Kalkfarbe gestrichen wurde. An drei Seiten und der Decke wird der Raum von monolithischen Wänden aus Wärmebeton gefasst. Die großzügigen Fenstereinschnitte betonen die Durchgängigkeit des Materials von Wand und Decke. Statt komplizierter Technik wurde zur Regulierung der Sonneneinstrahlung ein einfacher Holzladen zum Schieben angebracht. Im Zentrum des Saals schenkt der energiesparende LED-Kronleuchter von Denise Hachinger Licht. Er wurde mit dem Best of Design Plus Award Formgebung ausgezeichnet. Sein filigranes Äußeres passt

sich mithilfe einer regenschirmartigen Mechanik verschiedensten Raumsituationen an. Ein Novum: Dieser Kronleuchter ist auch Teil der Saalbeleuchtung. Er dient als attraktive Beschirmung für Brautpaare, die in diesem Ambiente heiraten. Die eigens für die Blaibacher angefertigte Bestuhlung aus mit Kuhfell überzogenen Holzschallensitzen (siehe Foto Seite 24) zeigt, dass sich die Bayerwäldler gerade durch hintergründige Selbstironie in Szene zu setzen wissen.

Blaibach im Aufbruch

Mit dem Bau des Bürgerhauses hat die Gemeinde Blaibach die Möglichkeit ergriffen, traditionsbewusst nach vorne zu schauen. In der Touristeninformation im Erdgeschoss des Bürgerhauses sind Besucher von nah und fern herzlich willkommen. Der Kurort Blaibach lockt neben dem Erholungsgebiet Bayerischer Wald nun auch mit dem „Kulturwald“, Festspiele für klassische Musik. Für diesen Zweck initiierte Bariton Thomas Bauer den Neubau eines Konzerthauses, das er mit der Pianistin Uta Hielscher betreiben wird. Zusammen mit der Sanierung und Umnutzung des Waidlerhauses zur Unterkunft für Künstler wird die Orstmitte vervollständigt. Das Ensemble aus Bürgerhaus, Konzerthaus und Waidlerhaus zeigt, wie eine öde Dorfmitte zu neuer Blüte gelangen kann.



Architekt Prof. Max Dudler

Berlin, Zürich, Frankfurt

Regionale oder europäische Baukultur?

Denkmalgerechter Umbau und Erweiterungsbau für das Hambacher Schloss

Das Hambacher Schloss, Schauplatz des „Nationalfests der Deutschen“, repräsentiert in einzigartiger Weise europäische und deutsche Geschichte. Es gilt wegen des Hambacher Festes, das dort 1832 in den Ruinen stattfand, als Wiege der deutschen Demokratie. Seit der Gründung einer spätrömischen Höhensiedlung um das Jahr 305 auf dem Hambacher Schlossberg hat das Bauwerk die unterschiedlichsten Entwicklungen erfahren. Nachdem das Schloss 2002 in das Eigentum der Stiftung Hambacher Schloss überging, wurden umfangreiche Modernisierungs-, Umbau- und Neubau-maßnahmen geplant. In einem Architektenwettbewerb, den die Stiftung auslobte, überzeugte unser Entwurf. Er sah vor, dass sämtliche Eingriffe den historischen Bestand lediglich unterstützen und nicht wesentlich in ihn eingreifen sollten. Die Architektur sollte die „Sprache des Ortes respektieren und innerhalb ihres Vokabulars eine architektonisch passende Antwort finden“. Ziel war die behutsame Erweiterung des historischen Bestands – unter respektvoller Berücksichtigung von beinahe zwei Jahrtausenden Geschichte. Zeitgemäße Architektur, eingebettet in Tradition und Historie, als ein ausgewogenes Ganzes.

Während des Umbaus sollte die Originalsubstanz wieder sichtbar gemacht werden, indem der Bestand behutsam gereinigt, geöffnet und verdichtet wurde. Räumliche und chronologische Zusammenhänge wurden wieder lesbar. Die neuen Hinzufügungen aus den Materialien Kirschholz, Sandstein, Stahl und Glas fügten sich selbstverständlich in die Räume ein, die Technik wurde weitgehend unsichtbar integriert.

Die Architektur des „Restaurant 1832“ mit steinerner Panoramaterrasse und atemberaubendem Ausblick nimmt das Motiv der Wehrmauern auf. Die Mauern wurden gewissermaßen verstärkt, sodass sie schließlich ein skulpturales Gebäude ergaben, das um die Funktion der Gastronomie bereichert wurde. Viele in den Gebäudekörper eingeschnittene Fenster mit tiefer Laibung, die wie Gemälde in unterschiedlichen Formaten über die Wände verteilt und innenbündig verglast sind, stellen über diese ausgefeilte Blickkomposition den Bezug zur überwältigenden Landschaft her. Der harmonisch an das historische Schloss angeschmiegte, helle und geradlinige Baukörper des Restaurants setzt optisch die mittelalterliche Ringmauer fort und erscheint wie die logische Fortführung der Burganlage. Als Material für die Fassaden wurde der ortstypische gelbe Leistadter Sandstein verwendet, aus dem auch das Schloss selbst errichtet wurde.

Die Analogie „Das Haus als Mauer“ bildete den roten Faden bei der Entwicklung des gesamten Gebäude-Ensembles. Der Besucher findet klare und dezente Baukörper vor, die dem Material des Hauptgebäudes entsprechen und wird historisch respektvoll empfangen.

Giessen-Areal in Meilen am Zürichsee

Mit der Wohnüberbauung am Ostufer des Zürichsees soll verdeutlicht werden, dass exklusive Privatheit und Dichte im Siedlungsbau keinen Widerspruch darstellen. Das architektonische Modell begegnet der fortschreitenden Zersiedlung des Landschaftsraumes.



Hambacher Schloss



Giessen-Areal in Meilen, Zürichsee

Die „Urbane Insel“ auf dem Giessen-Areal am Zürichsee stellt die Übertragung eines Dorfmotivs in eine zeitgenössische Form dar. Insgesamt sind zehn Häuser mit 34 Eigentumswohnungen und bis zu acht Gewerbeeinheiten in Meilen entstanden. Obwohl sich die Architektur stark auf den landschaftlichen Charakter des Ortes ausrichtet, steht die abstrakte geometrische Grundfigur in einer dialektischen Spannung zur Landschaft. Alle Wohneinheiten sind auf einem schmalen rechteckigen Geviert verdichtet und inselartig in die Landschaft am Zürichsee gelagert. Die Wohnhäuser sind schachbrettartig auf dem Feld verteilt und versetzt zueinander angeordnet, sodass alle Wohnungen über Seeblick verfügen. Unterschiedliche Perspektiven auf den See ergeben sich durch die Anordnung von Terrassen sowie Treppenauf- und abgängen.

Gestaltprägend für das neue Wohnareal sind die kompakte städtebauliche Anordnung und das Zusammenspiel enger Gassen und großzügiger halbprivater Freiflächen. Ein Netz aus Wegen und Straßen urbanisiert das Giessen-Areal. In der Mitte der Siedlung befindet sich ein kleiner öffentlicher mit Platanen bepflanzter Platz, der städtisch wirkt. Oberhalb des Platzes liegt der „Pocketpark“ mit einem Spielplatz, der für alle Eigentümer zugänglich ist. Diese bewusste Anordnung von öffentlichem und privatem Raum setzt sich auch im Inneren der Häuser fort. Eine räumliche Schichtung innerhalb der Wohnungen vom Privatbereich mit den Schlafzimmern hin zum nach Süden orientierten Wohn- und Essbereich bietet durch die dreiseitige Ausrichtung einen 180-Grad-Blick in die Umgebung. Die Wohnungen auf dem Giessen-Areal sind bis zu 257 Quadratmeter groß und umfassen 2,5 bis 7,5 Zimmer. Zu jeder Wohnung gehört ein großzügiger, ebenfalls nach Süden ausgerichteter, individueller Außenbereich – eine Dachterrasse, eine Loggia oder ein privater Garten. Unter den Häusern, im Hang verborgen, befindet sich die Tiefgarage, von der aus alle Wohnungen zugänglich sind. Außerdem verfügt jedes Haus über einen separaten Eingang. Bei der Planung der Anlage wurde auf Nachhaltigkeit, einen guten Schallschutz und Barrierefreiheit sowie geräumige Aufzüge geachtet.

Die Fassadengestaltung der zehn Häuser greift das städtebauliche Konzept der „urbanen Insel“ auf. Ein Raster aus gespaltenen, großformatigen, künstlichen Steinen rahmt Einfassungen aus gebrochenen Natursteinen sowie Fenster. So entsteht ein spannungsvoller Kontrast zwischen glatten und gebrochenen, zwischen natürlichen und artifiziellen Flächen, der der Wohnanlage seinen typischen Charakter verleiht.

(Fotos: Stefan Müller)



Haus Bergfrieden (Foto: Ralph Feiner)

Haus Bergfrieden in Saas im Prättigau

Das Chalet „Haus Bergfrieden“ ist ein in den 1930er-Jahren entstandener Rundstrickbau. Der bestehende Anbau wurde durch einen eigenständigen, nur in einer Ebene minimal mit dem Altbau verknüpften Neubau ersetzt, sodass die ursprüngliche Form des Chalets wiederhergestellt werden konnte.

Der kubische Neubau nimmt das Thema des Strickbaus in einer stark abstrahierten, modernen Form wieder auf. Die so geschaffene Zusammengehörigkeit der beiden Gebäudeteile wird durch die dunkle Farbgebung sowie die Dachausbildung des Neubaus noch verstärkt.



Museum Ritter (Foto: Stefan Müller)

Museum Ritter in Waldenbuch

Am Rande des spätmittelalterlichen Waldenbuchs erhebt sich das Museum für die Sammlung Marli Hoppe-Ritter. Sockellos steht es am Beginn einer weiten, mit Obstbäumen bewachsenen Wiese und reicht in die Landschaft. Der kompakte Baukörper mit seiner Kalksteinfassade bildet ein Relais zwischen Kunst und Betrachter, zwischen Stadt und Natur.



Diskussion

Regionale Architektur als identitätsstiftende Idee?

Moderation: Prof. Dr. Alexander Gutzmer

*Architekt Joachim Brenncke,
Vizepräsident der Bundesarchitektenkammer und Präsident der
Architektenkammer Mecklenburg-Vorpommern*

*Architekt Lothar Tabery,
Vizepräsident der Architektenkammer Niedersachsen und
stellvertretender Vorsitzender des Vereins BauKulturLand e.V.*

*Dr. Wolf-Michael Schmid,
Präsident der Industrie- und Handelskammer Braunschweig und
Vorsitzender des Fördervereins Schöninger Speere – Erbe der
Menschheit e.V.*

*Prof. Irene Lohaus,
Landschaftsarchitektin und Stadtplanerin, TU Dresden*

(im Foto von rechts nach links)

Für die Diskussion fanden sich neben Alexander Gutzmer als Moderator die Landschaftsarchitektin, Stadtplanerin und Professorin an der TU Dresden Irene Lohaus, Wolf-Michael Schmid, Präsident der Industrie- und Handelskammer Braunschweig und als Vorsitzender des Fördervereins Schöninger Speere maßgeblich an der Förderung und dem Bau des „paläon“ beteiligt, Lothar Tabery, Vizepräsident der Architektenkammer Niedersachsen, sowie Joachim Brenncke, Präsident der Architektenkammer Mecklenburg-Vorpommern und Vizepräsident der Bundesarchitektenkammer, auf dem Podium ein.

Die angeregte Diskussion machte die Vielschichtigkeit des Themas Baukultur sichtbar. Joachim Brenncke betonte, dass die Menschen zum Dialog über Baukultur bereit sein müssten. Bevor dieser Dialog nicht zustande käme, würde Baukultur keinen fruchtbaren Boden haben. Architektur käme dann erst in zweiter Linie. Gute Architekten wären schließlich überall zu finden. Baukultur im ländlichen Raum sei in Mecklenburg-Vorpommern schon seit etwa 12 Jahren ein Thema, das die Architektenkammer auch auf die politische Ebene gehoben habe. Insgesamt sei dies aber ein langer und schwieriger Prozess, an dessen Ende eben erst Landschaftsarchitektur, Städtebau und Architektur stünden.

Lothar Tabery schlug vor, diesen Dialog durch tragfähige Bündnisse mit wichtigen gesellschaftlichen Akteuren zu untermauern. Dafür habe man im Weser-Elbe-Raum den Verein BauKulturLand gegründet, der Stadtbauräte oder Mitglieder der Bauausschüsse, aber auch Menschen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen anspreche und zur Mitarbeit anrege. Dem Verein, dem er als stellvertretender Vorsitzender angehöre, sei es beispielsweise gelungen, die Banken und Sparkassen des Elbe-Weser-Raums in die Aktivitäten des Vereins einzubeziehen. Auch die Hochschule in Buxtehude sowie der BDA konnten für eine Mitarbeit gewonnen werden. Dem Verein sei es durch dieses Bündnis gelungen, eine Reihe von Veranstaltungen mit großem Zuspruch zu organisieren.

WOLF-MICHAEL SCHMID:

„Die Architektur eines Objektes wie dem ‚paläon‘ muss in der Champions League spielen. Sonst kommt keiner in die Region.“



JOACHIM BRENNCKE:

„Identität heißt für mich erst einmal: Miteinander reden! Landschaftsarchitektur, Architektur und Städtebau kommen später.“



IRENE LOHAUS:

„Ein Hineinfühlen in die Probleme einer Region sollte disziplinübergreifend geschehen.“

Für die Identitätsfindung durch die Bewohner einer Region können die Architektur und die Landschaftsarchitektur ein wichtiger Baustein sein, unterstrich Irene Lohaus. Die soziale Komponente der Arbeitsplatzsicherheit oder Fragen der Mobilität hätten dabei aber auch großes Gewicht. Man müsse, wie es Alexander Gutzmer in seinem Referat angemerkt habe, eben in die Region hineinhören oder hineinfühlen und erkennen, welches die wichtigen Komponenten der Identitätsfindung sind und danach entsprechende Maßnahmen ergreifen. Auch der öffentliche Raum in den Orten wäre ein Arbeitsfeld von Landschaftsarchitekten, in dem sie als Gestalter, aber auch als Moderatoren agierten. Hier fände der Dialog der Menschen statt, der dann auch die Türen in die privaten Bereiche öffnen könne. Die Frage des Moderators Alexander Gutzmer, ob Landschaftsarchitekten das Hineinhören leichter falle als Architekten, die im Hochbau tätig seien, beantwortete Irene Lohaus mit der Bemerkung, dass dies zu den Kernkompetenzen ihres Faches gehöre, aber das Hineinfühlen in die Probleme einer Region müsse disziplinübergreifend geschehen. Schließlich dürfe die Debatte über die regionale Identität beispielsweise nicht nur über den öffentlichen Raum geführt werden, wie es oft genug geschehe, sondern auch über Architektur, über Mobilitätsfragen und dergleichen. Es ginge in der Komplexität der Problemlagen um das Zusammenwirken der Disziplinen an einer umfassenden Lösung.

Wolf-Michael Schmid unterstützte das Anliegen von Irene Lohaus und führte dabei das „paläon“ in Schöningen als beispielhaft an. Die Idee zu diesem Projekt sei aus dem Strukturwandel der Region entsprungen, der sich aus dem Auslaufen des Braunkohletagebaus ergebe. Er habe als ein mit der Region verbundener Unternehmer und IHK-Präsident großes Interesse daran gehabt, die Speere in der Region auszustellen und sie nicht nach Braunschweig oder nach Hannover abziehen zu lassen. Sie seien eine Attraktion für Schöningen und könnten einen Ansatz bieten, den Strukturwandel zu überwinden. Dafür sei die Landschaft wichtig, wie sie heute besteht, aber auch die Rückbesinnung auf die Urlandschaft in der Zeit, in der die Menschen die ausgestellten Speere für die Jagd auf wilde Pferde eingesetzt haben. Die Archi-

tektur des paläon müsse – um es in der Sprache des Fußballs zu formulieren – in der Champions League spielen. Sie müsse die Menschen anziehen, damit sie in die Region kämen, deshalb müsse sie extravagant sein. Sonst komme keiner. Die Architektur spiele dafür eine ganz entscheidende Rolle. Das Konzept sei bereits aufgegangen: Allein 25 Prozent der Besucher kämen in die Region, allein, um die Architektur anzuschauen und um dort spazieren zu gehen. Dazu kämen natürlich noch die zahlenden Gäste.

Qualität, warf Irene Lohaus ein, gelte es nicht nur für spektakuläre, sondern auch für Alltagsbauten zu schaffen. In den Kommunen auf dem Lande herrsche ein großer Gemeinschaftssinn, der sich für ein Mehr an Qualität beim Bauen, also für mehr Lebensqualität, mobilisieren ließe. Ein Highlight wie das „paläon“ sei zwar wichtig, aber in alltäglichen Zusammenhängen ginge es nicht um das Besondere, sondern um das Subtile.

Lothar Tabery ergänzte, über eine mögliche Identifikation mit gebauten Alltagswelten herrsche in der Bevölkerung nach seinen Erfahrungen Uneinigkeit. Über die Qualität von Altstädten könne man sich schnell verständigen, aber schon über bauliche Ergänzungen in moderner, zeitgenössischer Bauweise würden sich schnell die Geister scheiden. In den Einfamilienhausgebieten verwirkliche dann jeder seinen eigenen Traum nach dem Motto „my home is my castle“, von Gemeinschaft oder gemeinschaftlicher Gestaltung träume hier aber keiner. Das könne man in den entsprechenden Gebieten auch sehen. Hier müsse man mit den Menschen ins Gespräch kommen, ihnen sei oft nicht bewusst, was dort eigentlich geschehe. Einen Ansatz wie den, den Peter Haimerl und seine Partner verfolgten, müsse man auch breiteren Bevölkerungsschichten in Norddeutschland zugänglich machen. Er könne auch hier und nicht nur in Fachkreisen inspirierend wirken.

Joachim Brennncke gab der Debatte eine Wendung, indem er darauf hinwies, wie wichtig es sei, Netzwerke der Baukultur über einen langen Zeitraum zu knüpfen, Vertrauenspersonen zu gewinnen und Instrumente zu etablieren, Baukultur in



ALEXANDER GUTZMER:

„Architekten müssen hinsehen, hinhören und hinfühlen, wenn sie eine lokal relevante Architektur schaffen wollen.“



LOTHAR TABERY:

„Ein mobiler Gestaltungsbeirat kann Kommunen im ländlichen Raum ganz wesentlich in ihren Planungsentscheidungen beratend unterstützen.“

relevanten Medien oder einen Beauftragten für Baukultur zu etablieren. Welche Rolle die Medien in diesem Prozess spielen könnten, wollte Alexander Gutzmer daraufhin wissen. Man müsse sich schon vor Augen führen, antwortete Brennncke, dass auf den Dörfern auch Tageszeitungen kaum noch gelesen werden würden, Fachblätter schon gar nicht. Übrig blieben dort oft nur noch die kostenlosen Werbeeinwurfblätter, die aber eben auch Vermittler von Baukultur sein könnten. Die IHK behandle Themen wie das Bauen oder Kunst am Bau auch in ihrem Wirtschaftsblatt, warf Wolf-Michael Schmid ein. Auch dies sei ein möglicher Multiplikator für Baukultur und rege beispielsweise Unternehmer an, vielleicht auch mal „etwas Schönes“ zu bauen. Irene Lohaus betonte, es wäre auch wichtig, Vertrauenspersonen in der Bevölkerung zu finden, das ginge gerade im ländlichen Raum ganz gut. Diese Personen könnten dann sozusagen als Sprachrohre für die Baukultur fungieren. Lothar Tabery ergänzte: Ein mobiler Gestaltungsbeirat sei für den Dialog über Baukultur ebenfalls hilfreich. In Mecklenburg-Vorpommern werde er jetzt erprobt und auch im Elbe-Weser-Kreis sei er einsetzbar. Der Beirat sollte dann nicht nur Gebäude, sondern auch Planungs- oder Standortentscheidungen begutachten. Deshalb müsse der Beirat eben auch interdisziplinär besetzt werden.

Aus dem Publikum wurde angemahnt, sich auf die ernsthaften Probleme in der Region zu fokussieren und sich nicht auf elitären, abgelegenen Diskussionsfeldern zu tummeln.

Baukultur, resümierte Alexander Gutzmer, müsse das Entstehen von Architektur, Städtebau und Landschaftsgestaltung als einen Prozess deutlich machen. Dafür brauche man einen Optimismus und einen langen Atem.

TEXT: OLAF BARTELS

Architektin Katja Ahad

Ahad Architekten, Braunschweig



Architektur erzählt Landschaft

Architektur erzählt Landschaft nähert sich unserem Thema von zwei Seiten. Einerseits steht da das Wort *erzählt* und bei Ihnen vermutlich mit einem Fragezeichen. Was meint hier Architektur erzählt? Kann Architektur erzählen? Darf Architektur erzählen? Hat Architektur eine eigene Sprache? Die Frage nach dem Ausdruck stellt sich bei jeder Bauaufgabe von neuem, an jedem Ort, ob in der Stadt oder in der Landschaft.

Wenn man sich die prägenden Orte in Niedersachsen anschaut, dann findet man wenig elektrisierende Urbanität. Ehrlich gesagt gar keine ... Die Projekte, die bei uns eine bemerkenswerte Architekturaussage machen, machen ihre Aussage zum Thema Landschaft. Beispielsweise erzählt uns der Museumspark in Kalkriese von Gidon und Guyer von den Spuren der Geschichte der Varusschlacht, die herauspräpariert werden aus den geologischen Schichten einer jahrtausendealten Topografie. Das Dokumentationszentrum Bergen-Belsen von KSP erzählt die bedrückende räumliche Geschichte und markiert den Ort des Konzentrationslagers. Und das phaeno in Wolfsburg von Zaha Hadid hat nicht Urbanität zum Thema, sondern Experimentierlandschaft. Das Gebäude entgegnet den blinden Flecken Foucaults mit freier Bewegung und Erfahrungsmöglichkeit von naturwissenschaftlichen Experimenten im nicht hierarchischen Raum. Eine gebaute Landschaftstheorie der Wissenschaft.

Meine Auseinandersetzung mit Architektur, ihrer Ausdrucksmöglichkeit, ihrer Sprache und möglicher Erzählung begann 1992. In dieser Zeit besuchte der Philosoph Burkhardt Schmidt von Wien aus die Uni Hannover und belehrte uns über das Fundament der Architekturversuche jener Zeit zwischen Postmoderne und Dekonstruktivismus. Schmidt erklärte die Postmoderne mit dem Bedürfnis nach einer neuen Narrativität. Hatte man sich vorher von der traumatischen Erfahrung der Weltkriege befreien wollen mit einer Sehnsucht nach Unschuld und Neuanfang ohne Geschich-

te, einer Abkehr von Syntax, kultureller Geografie oder Symbol, so wurde im Nachgang dieses Aufbruches in die neue Zukunft eine Erzählung in der Architektur vermisst: eine Suche nach Sinn und Doppelsinn, Ambivalenz und Metapher, Kultur und Geschichte, vielleicht auch nach Zeitreise und Abenteuer. Oder wie der Philosoph Schmidt die Postmoderne zugespitzt hatte: wir wollten auch mal leben wie die Wikinger. Aber natürlich nicht sterben wie die Wikinger.

Aldo Rossi und andere hatten die Stadt gerade erst neu entdeckt. In den 50er-Jahren waren die räumlichen Tugenden der Stadt zwar noch in planungshandwerklicher Gewohnheit fortgeschrieben worden, aber in den 60er- und 70er-Jahren war dann ihre Bedeutung als kollektives Raumkunstwerk und als Palimpsest der Geschichte in Vergessenheit geraten. In der PKW-optimalen Stadt hatte man den Fußgänger aus den Augen verloren, sodass nun in den 90ern der Flaneur revitalisiert wurde. Kleihus entwarf Kioske für den Spaziergänger in der altneuen Mitte von Berlin.

Der Gestaltungsdruck in der neu gefügten Mitte Berlins führte zu einer Auseinandersetzung mit der europäischen Stadt, ihren Eigenschaften und ihrer Geschichte. Dieter Hoffmann-Axthelm beschwor die Parzellierung, Hans Stimmann die Traufhöhe und Hans Kollhoff die Tektonik. Es wurde versucht, den historischen Spuren in einer Art von eklektizistischem Berlinnarrativ Rechnung zu tragen.

Hans Kollhoff veröffentlichte das Buch Tektonik, um das archaische Prinzip des Ausdrucks von Tragen und Lasten wieder verbindlich in die Sprache der Architektur einzuführen. Als eine Art von allzeit gültigem Ausdruck. Durch die neuen Anforderungen aus dem Wärmeschutz ist allerdings jedes beheizte Gebäude in seiner Primärstruktur als Endoskelett heute die Regel. Das Tragwerk muss vollständig umhüllt werden von der wärmenden Wetterschutzschicht. Davon lässt sich gar keine Ausnahme



Klosterhof Eversen (Foto: Ahad)

mehr denken. Lediglich in einer Art von Mimikri kann sich die tragende Struktur durch die gedämmte Oberfläche hindurch abbilden.

Außerhalb von Berlin war die Sehnsucht nach Stein und Stadtreparatur nicht virulent. Man war der Postmoderne überdrüssig geworden und der Dekonstruktivismus feierte erste Triumphe. Coop Himmelblau schlugen Gebäude vor, die wie erstarrte Explosionen aussahen und propagierte, Architektur soll brennen. Nun haben sie gerade die EZB Bank eingeweiht und der Protest auf der Straße hat tatsächlich gebrannt.

In der Folge dieser Vielfalt an Form und Zitat, des anything goes, breitete sich eine große Faszination für die leise Reduktion aus. Wie in der Minimal Art konzentrierte sich die Architektur in einer Art von Rückbesinnung auf sich selbst. Auf ihre eigenen organischen Themen von Körper und Raum. Die Architektur befreite sich von aus der Wand spießenden Trägern und gefaketen Portikussen, getigertem Mauerwerk, Säulen und Kugeln in den Farben Magenta und Türkis ... Wir wurden zu Bilderstürmern und das Destillieren einer einzigen Idee wurde zum anerkannten Konzept. Es etablierte sich das Credo an die Ehrlichkeit von Material: Holz hatte wie Holz auszusehen

und Metall wie Eisenglimmerfarbe. Beton durfte wie Beton aussehen. Diener und Diener heiligten das Fenster in übergroßer Abstraktion als einziges Gestaltungsmittel von Stadt und Haus. Beim Bauen im Bestand war Alt ehrlich herauszupräparieren und Neu und Alt sollten mit einer deutlichen Glasfuge voneinander getrennt bleiben. Das legitime Gestaltungsmittel war der Kontrast.

Die postmoderne, fabelhafte Welt der Amelie wich einer Entwurfslandschaft von ehrlichen Schuhkartons. Herzog und de Meuron arbeiteten aus diesen Kisten jeweils eine singuläre, faszinierende Materialeigenschaft heraus, indem die Kiste in Kupferbänder eingewickelt war oder aus Schanzkörben mit Granitfüllung gestapelt wurde. Architekturkiste virtuos reduziert. Der Abstraktionseifer führte zu einer Haltung, die jedenfalls insofern etwas vorwegnahm, als in dieser neuen Bescheidenheit schon der Gedanke von Ressourcensparsamkeit mitschwang. Vielleicht auch in der Überhöhung und In-Wert-Setzung von Material an sich.

Die Reduktion und Abstraktion auf die Spitze zu treiben, führte allerdings auch in eine Sackgasse. Nachdem eine Zeitlang less is more galt, so galt kurz darauf more is more.

Mit den Worten von Oswald Matthias Ungers zu seinem Versuch, alles Architektonische mithilfe des Quadrates zu abstrahieren: „Und ich habe geglaubt, ich könnte das erreichen durch eine völlige Beseitigung von irgendwelchen narrativen oder metaphorischen Dingen, aber es bleibt doch oben und unten. Ich kann das nicht überwinden.“

So kann ich dem Entwurfsansatz von Peter Zumthor zustimmen, der sagt, Architektur sei Autorenarchitektur und hat insofern auch eine individuelle Sprache: Er schildert seine Arbeitsweise kürzlich in einem Interview in der ZEIT so: „Ich habe an der Universität in Mendrisio den Studenten immer gesagt: Ihr habt jetzt die Aufgabe, Häuser zu machen, die auf eine Stadt, eine Landschaft reagieren. Das Wichtigste dabei ist, dass ihr auf eure eigenen inneren Bilder von Schönheit oder Stimmigkeit reagiert. Es geht um den Prozess von Schauen und Fühlen, aus dem sich Formen ergeben, deren Wirkung man prüfen muss. Das ist eine künstlerische Arbeit. Beim Bauen selbst kommt viel Theoretisches und Technisches dazu. Aber der Anfang ist derselbe wie beim Maler oder Schriftsteller. Er ist Autorenarbeit. Und dann gibt es Glücksmomente, in denen etwas Überraschendes entsteht.“

Was ist in der Landschaft anders als in der Stadt? Was erzählt die Landschaft und was erzählt die Architektur? Ich habe eine Reihe von Fotos aufgenommen. Momentaufnahmen. Begegnung mit niedersächsischer Landschaft: Außerhalb der Stadt sind die Wege länger. Die Dimensionen sind ganz andere. Es gibt Weite und Fernsicht. Entlang der Landstraßen werden die Bilder zum Film. Ein niedersächsisches Roadmovie.

Auf einen Plot Point wartet man vergeblich. Diese Geschichte wendet sich an einer Kreuzung oder einem Abzweig. Dort nimmt sie eine andere Richtung, aber ändert nicht ihren Verlauf. Hin und wieder überquert auch die Natur die Straße. Auf einer Ökobridge, einem Viadukt für Tiere. Gut möglich, der Fuchs wartet bereits auf der anderen Seite auf den Hasen. Bin schon da. Oder auch gute Nacht.

Strukturen treten hervor, die weder Natur sind noch gebaut. Die genutzte Landschaft zeichnet hier ihre Räume und Linien ein. Die Orte werden durchaus nach pragmatischen Erfordernissen gegliedert. Flurbereinigung. Die elektrisierende und elektrisierte Stadt entzieht sich weitgehend dem Einfluss von Tag und Nacht, Wind und Wetter, dem Staffellauf der Jahreszeiten. Hier auf dem Land zeichnet die Elektrizität im Schnee feine Linien. Die Weite wird lesbar. Das Licht ist einer der Hauptdarsteller jeder Landgeschichte. Mit Tau und Eis in den Nebenrollen improvisiert es seinen Dialog. Alle Tage wieder ein Auftritt, im Winter kürzer als im Sommer. Das Licht dirigiert das Farborchester der Vegetation und bestimmt den Rhythmus der Saison.



Foto: Ahad

Eine Architektur ist immer die sinnliche Interpretation eines Ortes. Ich verstehe, wenn Peter Zumthor von seiner Architektur als einer Autorenarchitektur spricht, dass er keine allgemeingültige Lösung sucht für eine Bauaufgabe, auch an das Allgemeingültige gar nicht glaubt, sondern eben an seiner Interpretation arbeitet.

Evessen am Elm

Das landwirtschaftliche Evessen kennt keine großen Wunden. Es ist eine friedliche Enklave abseits bedeutender Ereignisse und verschont davon. Vor dem Haupthaus nehme ich ein Porträt auf von den friedlichen und schönen Menschen an diesem Ort. Aufgestellt wie für ein Titelbild von *Wild und Hund*. Stilsichere Kleidung im Town and Country Style ... Eine unbeschwerte Landfamilie. Kein Zeichen von wirtschaftlicher Not oder Vertreibung. Der Klosterhof im Familienbesitz seit Generationen.

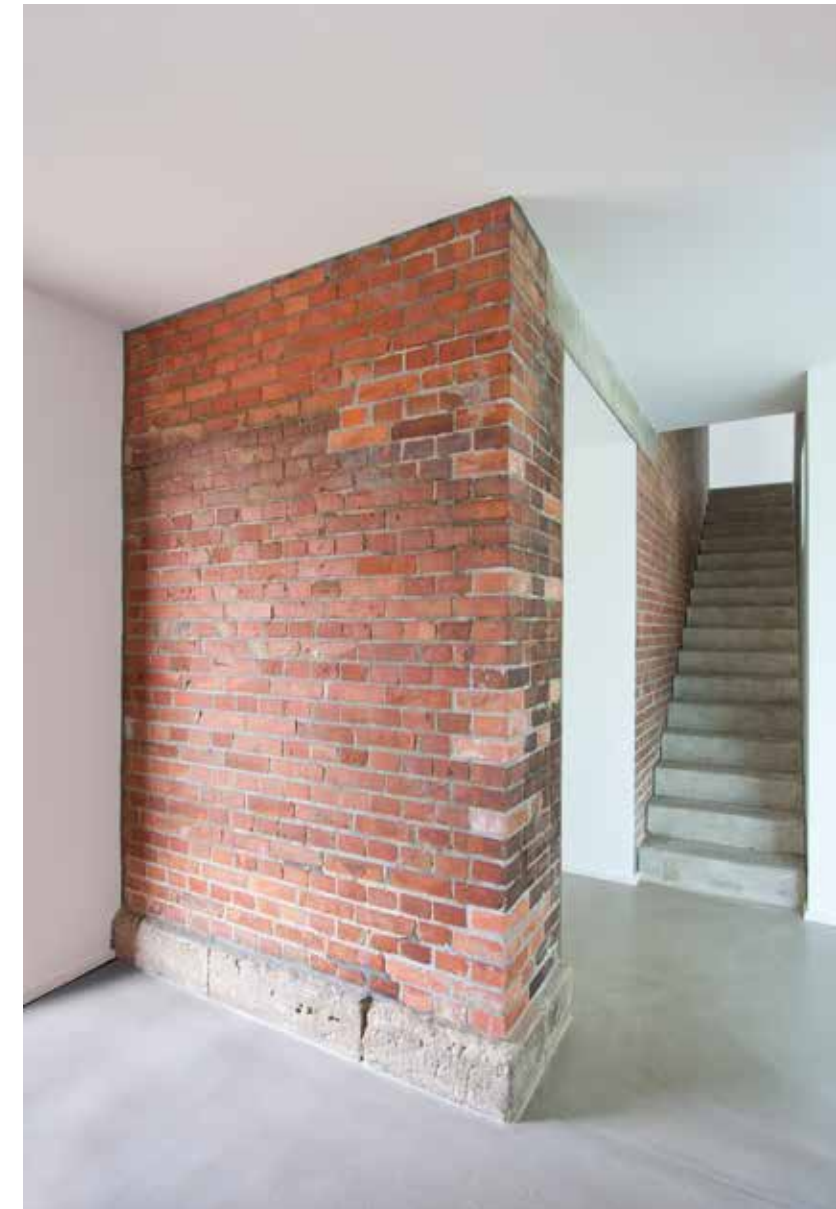
Die Gebäude des Klosterhofes gruppieren sich um zwei mächtige Kastanien. Geformte Kalkbruchsteinblöcke, schräg aber harmonisch zusammengeschoben, um diesen inneren Außenraum zu bilden. Hier könnte sich gut und gerne das gesamte Dorf zu einem Fest versammeln.

Das Magazin ist ein Gebäudeanhang aus roten Ziegeln im Klosterformat. Seinerzeit eine zweckmäßige Erweiterung des Lagers für Getreide, Dünger und Futter. Hinter den hohen Schiebetoren stapeln sich jetzt ausranierte Möbel. Der Landwirt schlägt seiner Tochter vor, das Magazinegebäude zu einem Wohnhaus umzubauen. So wird es zu unserem Werkstück:

Steine werden ab- und wieder aufgetragen. Frei gestellte Wandteile werden mit aberwitzigen temporären Konstruktionen abgestützt. Das Projekt wird zur situativen Collage. Es entwickelt sich ein feiner Dialog zwischen Hinzufügen, Weglassen, Wiederverwenden. Alt und Neu. Reduce, reuse, recycle.



Fotos: Ahad



Ich habe mich bei der Landwirtstochter Katharina auf einen Kaffee eingeladen, um nachzusehen, wie es sich jetzt wohnt auf dem altneuen Klosterhof. Die Wandscheibe aus mit Titanzink und Sand eingefärbtem Sichtbeton kündigt das Wohnhaus schon auf der Zufahrt an. Es schiebt sich in den bewährten krummen Winkeln aus der Flucht. Die hygroskopischen Mauerwerkswände, die sich über die Jahre mit Salzen vollgesogen haben, verschweigen diesen Teil ihrer Geschichte nun höflich. Eine neue Holzkonstruktion ersetzt das Gebälk. Und eine schaumgewordene Steinschicht verkleidet die Wand als Innendämmung. KfW 70. Die neuen Landbewohner geben dem Gast ihre nicht schwierige Hand und einen fair gehandelten Saeco-Computer-Cappuccino. Die Milch ist pasteurisiert. Der Eingang und Mittelpunkt des Landhauses ist immer noch die große Wohnküche.

Wie verheilte Brüche tauchen im Haus die Übergänge auf: Zu dem Mauerwerk von außen, das nun innen ist. Vor dem Haus drängen sich wollige Schafe. Auf dem Hof ein Traktor im Maßstab 1:1.

Im Kinderzimmer ein Traktor im Maßstab 1:25 und ein lappiges Schmuseschaf. Die alten Fensteröffnungen geben dem Kind oder dem Knie den Blick frei zum Garten des Haupthauses. Unter Apfelbäumen stehen überalterte Pferde und Ponys. Sie sind zu nichts mehr da, als Arbeit zu machen, gefüttert und gestriegelt zu werden, zu alt, um etwas anderes zu tun, als zu wiehern und zu warten.

Der Flur erinnert noch an das staubige Licht aus den Luken auf dem Heuboden. Die Lüftungsanlage arbeitet geräuscharm und mit Pollenfilter, um den Hausherrn mit Heuschnupfen ein in dieser Hinsicht etwas abstraktes Landidyll leben zu lassen. Der große Sichtbetonrahmen auf der Loggia fängt ein breites Panorama ein vom Elm bis nach Bullerbü.

Ich entferne mich nun mit meiner Kamera immer weiter vom Haus, ackere mich durch die Ähren der Kornfelder hindurch, deren Struktur – die Linien und Richtungen – mich zunehmend mehr faszinieren als der Hof. So stolpere ich über den zerfurchten Untergrund und ziehe meinerseits eine Bahn. Eine grafische Spur in der Kornnährenlandschaft. Ich verliere meinen Objektivdeckel im Ährenmeer und gebe die Suche danach schnell auf, im Treibsand aus Korn und Stängeln, die Arme und Beine zerkratzen.

Aus einiger Entfernung kann ich zurückschauen auf das Ensemble am Klosterhof. Es ist sanft und schweigsam in der Landschaft eingebettet und bildet im Zusammenspiel von alten und neuen Teilen eine Struktur, die keine Fragen hat. Je weiter ich mich entferne, desto mehr verschwindet der Klosterhof im Weichbild der Felder.

Landschaftsarchitekt Prof. Dr. Martin Prominski

Institut für Freiraumentwicklung,
Leibniz Universität Hannover



Windparks als ästhetische Bereicherung regionaler Landschaften

Die erneuerbaren Energien haben in den letzten zehn Jahren einen rasanten Wandel der regionalen Landschaften in Deutschland bewirkt. In Niedersachsen zeigt sich bundesweit sogar einer der radikalsten Wandelprozesse, denn ungefähr drei Viertel der Landesfläche unterlagen seit 1996 einem starken bzw. sehr starken Landschaftswandel durch erneuerbare Energien, wie eine vom Bundesamt für Naturschutz (BfN) und Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) beauftragte Studie „Den Landschaftswandel gestalten“ (Schmid et al. 2014) nachweist. Da erneuerbare Energien entweder flächenintensiv (Biomasse und Photovoltaik) oder vertikal dominant sind (Windenergie) und die Ziele der Energiewende bei weitem noch nicht erreicht sind, wird sich der Landschaftswandel noch weiter verstärken. Diese Veränderungen sind nicht von vornherein negativ, allerdings stoßen insbesondere neue Windparks immer häufiger auf fehlende Akzeptanz bei der regionalen Bevölkerung und werden beispielsweise als Verspargelung der Landschaft diffamiert. Die These dieses Beitrags lautet, dass das Fehlen von Baukultur eine Ursache für dieses Akzeptanzdefizit darstellt. Bei der Errichtung von Windparks in Deutschland spielt eine dem spezifischen Ort angemessene Gestaltqualität keine Rolle. Stattdessen findet eine flächenorientierte Negativplanung statt, in der für den gesamten Raum untersucht wird, wo Windenergieanlagen gemäß definierter Ausschlusskriterien nicht möglich sind, auf den übrig bleibenden Flächen können die Anlagen ohne Gestaltungsanspruch und Landschaftsbezug gesetzt werden. Das sieht dann meist aus wie Kraut und Rüben. In anderen europäischen Ländern ist man hier schon weiter, beispielsweise gibt es in Dänemark, Schottland oder Frankreich Handlungsleitfäden zum landschaftsgerechten Bau von Windparks. Hier fließen gestalterische, landschaftsbezogene Aspekte gezielt in den Planungsprozess herein, und diese Verfahren stärken die Akzeptanz bei den Bürgern.

Im Folgenden werden Ergebnisse aus zwei Projekten des Masterstudiengangs Landschaftsarchitektur der Leibniz Universität Hannover sowie des Arbeitskreises „Ästhetische Energielandschaften“ vorgestellt, in denen baukulturelle Aspekte in die regionale Gestaltung mit erneuerbaren Energien eingebracht werden.

Energieallee A7

Dieses Studienprojekt aus dem Sommersemester 2012 (Betreuung: Prof. Dr. Martin Prominski und Dipl.-Ing. Anna Schwinge) baut auf der Projektidee des Solarpioniers Hermann Scheer auf, mit der Energieallee A7 das längste dezentrale Kraftwerk der Welt mit erneuerbaren Energien entlang der ganz Deutschland von Nord nach Süd durchquerenden A7 zu bauen. Das Studienprojekt lief in Zusammenarbeit mit der Metropolregion Hannover-Braunschweig-Göttingen-Wolfsburg und bearbeitete den 250 km langen Abschnitt der A7 durch die Metropolregion. Die Studierenden sollten innerhalb eines zu beiden Seiten der A7 jeweils fünf Kilometer breiten Korridors mit erneuerbaren Energien gestalten und damit 30 Prozent des Stromverbrauchs der Metropolregion sicherstellen. Im Fokus standen folgende drei Leitfragen: Wie kann mit regenerativen Energien ein Beitrag zur Baukultur geleistet werden? Wie kann die Identität der Landschaft durch die regenerativen Energien gesteigert werden? Wie kann die Autofahrt durch die Metropolregion durch den Ausbau der regenerativen Energien bereichert werden?

Energie in Sicht (Mariam Farhat und Margareta Nolte)

Auf Basis einer Untersuchung der Landschaftstypologien entlang der A7 versucht dieses Konzept, den jeweiligen Landschaftscharakter durch die gezielte Verortung erneuerbarer Energien zu stärken und damit zugleich die Landschaftswahrnehmung beim Fahren zu intensivieren. Es werden vier verschiedene Landschaftscharaktere auf den 250 km A7 innerhalb der Metropolregion unterschieden:

Das „Wechselspiel“ im Norden ist charakterisiert durch den Wechsel von großflächigen Kiefernforsten und streifenförmigen Feldstrukturen. Die Wahrnehmung beeinträchtigende Elemente wie Autobahnbegleitgrün oder unzusammenhängende Forstpflanzungen werden entfernt, sodass für die Autofahrer ein abwechslungsreiches Spiel von geschlossenen und weiten Blicken entsteht. Diese Tiefenwirkung wird unterstützt durch eine reihenförmige Anordnung der erneuerbaren Energien orthogonal zur Autobahn.

Das „Offenland“ im Bereich der Region Hannover ist durch die flache Ebene und Weite bestimmt. Diese Weitsicht wird durch den Entwurf unterstützt, die erneuerbaren Energien werden im Raster angeordnet, das sich der vorhandenen Feld- und Siedlungsstruktur anpasst.

Im „Korridor“ entlang des Harzes ist die A7 größtenteils beidseitig von Bergen umgeben, deren Höhenlinien parallel zur Autobahn laufen. Die Platzierung der erneuerbaren Energien folgt diesen Höhenlinien und unterstützt damit die Landschaftscharakteristik.

Der südliche Abschnitt des „Höhenlaufes“ verläuft abwechslungsreich über Höhenrücken. Windenergie- und Photovoltaikanlagen laufen strahlenförmig auf die Kuppen zu und unterstützen damit visuell die Berg- und Talfahrt.

Diese Artikulierung von vier Landschaftstypen durch erneuerbare Energien innerhalb der Metropolregion stärkt einerseits die Lesbarkeit und Identität der Landschaft und sorgt andererseits für eine abwechslungsreichere Autofahrt.

Energiefluss A7 (David Kreis und Robert Thiel)

Dieser Entwurf nutzt die Metapher des „Energieflusses“, um erneuerbare Energien entlang der A7 anzuordnen. Zukünftig soll der Korridor der A7 aus vier „Flussarmen“ bestehen: Der A7 selbst, einem Photovoltaik-Arm, einem Kurzumtriebsplantagen-Arm und einem Windenergieanlagen-Arm. In diesem Geflecht aus vier linearen Flussarmen befinden sich als punktuelle „Energieinseln“ neu gestaltete Rastplätze, auf denen die Elektroautos aufgeladen werden können und deren unmittelbare Umgebung intensiv mit erneuerbaren Energien gestaltet ist.

Die drei erneuerbaren Energie-Flussarme und die A7 überschneiden sich immer wieder in unterschiedlichen Konstellationen auf dem 250 km langen Abschnitt mit dem Ziel, den Fahrenden ein dynamisches Panorama zu bieten. Die Verortung der



Energie in Sicht – Erneuerbare Energien parallel zu den Höhenlinien im Landschaftstyp „Korridor“ (Mariam Farhat und Margareta Nolte)



Energiefluss A7 mit Windenergie, Photovoltaik und Kurzumtriebsplantagen (David Kreis und Robert Thiel)



Grenzerfahren – Radweg auf ehemaliger Bahntrasse und Windband (Andreas Müller und Gregor Schütze)

einzelnen Flussarme wird vor allem bestimmt durch das Akzeptieren von Ausschlussflächen wie Naturschutz-, FFH- oder Siedlungsgebiete. Sie entwickeln sich über die Jahrzehnte, werden aber auch im Jahre 2050 nicht durchgehend sein, denn bei ungünstigen Rahmenbedingungen bleiben sie unterbrochen.

Insgesamt gelingt es dem Entwurf „Energiefluss A7“, sowohl die geforderten 30 Prozent des Strombedarfes der Metropolregion zu decken als auch eine völlig neue Identität des Autobahnkorridors zu schaffen, die von hoher Attraktivität für die Fahrenden ist.

Windkraft am Grünen Band

Im Sommersemester 2014 setzten sich die Studierenden im Projekt „Windkraft am Grünen Band“ (Betreuung: Prof. Dr. Martin Prominski, Dipl.-Ing. Börries von Detten und Dipl.-Ing. Anna Schwinge) mit dem ehemaligen Grenzstreifen zwischen Helmstedt/Marienborn und Hessen/Mattierzoll auseinander. Dieser stellt einen fünfzig Kilometer langen Abschnitt des „Grünen Bandes“ dar, das sich durch ganz Europa auf der ehemaligen Grenzlinie zwischen Ost und West zieht. In Deutschland engagiert sich der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) seit dem Mauerfall für eine Nutzung als Biotopverbundachse dieses entlang der ehemaligen Grenzlinie

gelegenen Raums. Gleichzeitig ist das Gebiet dünn besiedelt und schon jetzt befinden sich hier viele Windparks, weitere Vorrangflächen sind ausgewiesen. Wirtschaftlich steht die Region vor großen Herausforderungen, weil der Braunkohletagebau Helmstedt 2017 ausgekohlt ist, sodass Tourismus als eines der zukünftigen Standbeine anvisiert wird. Das Studienprojekt stellte sich dem Problem, dass aktuell Windenergie mit Naturschutz und Tourismus als nicht kompatibel angesehen wird, aber in dieser Region zusammengebracht werden sollten. Ziel sollten regionale Landschaftsentwürfe sein, die den Ausbau der Windenergie im niedersächsisch-sachsen-anhaltinischen Grenzraum zwischen Marienborn und Mattierzoll zu einer Landschaftsbe-reicherung werden lassen und die naturschutzfachliche Kompensationsmaßnahmen für die neuen Windenergieanlagen in ein gestalterisches Gesamtkonzept integrieren.

Grenzerfahren (Andreas Müller und Gregor Schütze)

In dieser Arbeit wird das Grüne Band mit zwei weiteren Bandstrukturen verflochten, dem Windkraftband und einer zum Radweg umgenutzten Bahntrasse. Die bestehenden Windparks werden über die Jahre – mit dem anstehenden Repowering bzw. der Neuanlage von Windenergieanlagen – in eine lineare Großform, das Windband, überführt. Die derart aufgestellten 75 Windräder, die von Helmstedt über das Große Bruch nach Uehde in die Samtgemeinde Elm-Asse führen, erzeugen ein neuartiges Landschaftsbild. In immer gleichen Abständen werden die einzelnen Anlagen so positioniert, dass sich vom Grünen Band aus vielfältige Sichtbeziehungen sowie ein interessantes Wechselspiel aus Nähe und Distanz ergeben. Doppelreihen verweisen auf Standorte mit besonders guter Windhöflichkeit. Die Arbeit thematisiert auch die Erweiterbarkeit des Windbandes in beide Richtungen im Verbund mit dem Grünen Band. Durch lokale Überschneidungen der drei Stränge entstehen neue landschaftsräumliche Blicke auf die Region, die insbesondere durch das weltweit wohl längste Windenergieband ein Alleinstellungsmerkmal bekommt und dadurch auch einen touristischen Mehrwert erzielen kann.

Längster Park der Welt (Ludger Krabbe und Luisa Waltherbusch)

Der Entwurf basiert auf einer touristischen Neuausrichtung der Region. Das Grüne Band mit dem charakteristischen Kolonnenweg wird als überregional bedeutsamer Park ausgebaut. Entlang des als Parkweg ausgebauten Kolonnenweges werden zwei weitere Parkelemente gesetzt: Erstens naturschutzrelevante Pflanzungen, die mit Kompensationsgeldern aus der Eingriffsregelung finanziert und dem jeweiligen Ort entsprechend ausgebildet werden. Im ausgeräumten Großen Bruch beispielsweise werden Benjeshecken vorgeschlagen, am Teich Anna Süd sind dagegen Gräser- und Schilfpflanzungen vorgesehen, die den Charakter einer Seenlandschaft unterstützen sollen. Zweitens werden die sich in der Nähe des Grünen Bandes befindlichen neuen



*Längster Park der Welt –
Gräser- und Schilfpflanzungen
als Parkelemente am Teich
Anna Süd (Ludger Krabbe und
Luise Waltherbusch)*

Windenergieanlagen selbst zum Parkelement, indem sie sich am Verlauf des Kolonnenweges ausrichten. Sie dienen der Orientierung und Markierung, gleichzeitig stellen sie eine visuelle Bereicherung für die Nutzer des Kolonnenweges dar. Den Verfassern gelingt mit ihrer Zusammenführung der drei Parkelemente im „Längsten Park der Welt“ damit eine bisher nicht für möglich gehaltene Verknüpfung von Tourismus, Naturschutz und Windenergie.

Arbeitskreis „Ästhetische Energielandschaften“

Aufbauend auf der unter anderem durch die Studienprojekte entwickelten Erkenntnis, dass auch für Windenergieanlagen nach einer dem spezifischen Ort angemessenen Gestaltqualität gerungen und damit ein Beitrag zur Baukultur geleistet werden kann, stellt sich die Frage, ob übertragbare Gestaltungsempfehlungen für zukünftige Windparks entwickelt werden können. Diesem Thema widmet sich der 2014 unter Beteiligung des Autors im Rahmen des niedersächsischen Netzwerkes Baukultur gegründete Arbeitskreis „Ästhetische Energielandschaften“ (Leitung: Dr. Gudrun Beneke, Evangelische Akademie Abt Jerusalem, Braunschweig). Ein erstes Ziel des Arbeitskreises ist die Entwicklung von Gestaltungsempfehlungen zur Errichtung von Windparks, die landschaftsästhetischen Kriterien gerecht werden. Die Empfehlungen sind motiviert von der Erkenntnis des Kunsthistorikers Ernst Gombrich, dass Ordnungswahrnehmung und Bedeutungswahrnehmung eine entscheidende Rolle in Kunst und

Gestaltung spielen (Gombrich 1982, S.14). Jeder Windpark hat eine Gestalt, und wenn hier weder Ordnungsstrukturen noch landschaftsbezogene Bedeutungsebenen, wie z.B. das Aufgreifen topografischer Merkmale oder raumwirksamer Landschaftslinien, wahrgenommen werden können, erscheint der Windpark chaotisch. Er kann damit von den Betrachtern nicht „verortet“ werden und keinen Beitrag zur regionalen Identität leisten. Am Beispiel von zwei Windparks, die aktuell von der Regionalplanung als Vorranggebiete für Windenergie ausgewiesen sind, entwickelt der Arbeitskreis aktuell jeweils vier gestalterische Alternativen, die in unterschiedlicher Weise Landschaftsbezüge und Ordnungssysteme aufgreifen. Für jede Gestaltungsalternative werden Perspektiven in Augenhöhe von vier verschiedenen Standorten aus der Landschaft erstellt, die miteinander verglichen werden. Derzeit läuft die Bewertung dieser Gestaltungsalternativen und die Formulierung der übertragbaren Gestaltungsempfehlungen, eine Veröffentlichung der Ergebnisse ist Mitte 2016 geplant.

Ausblick

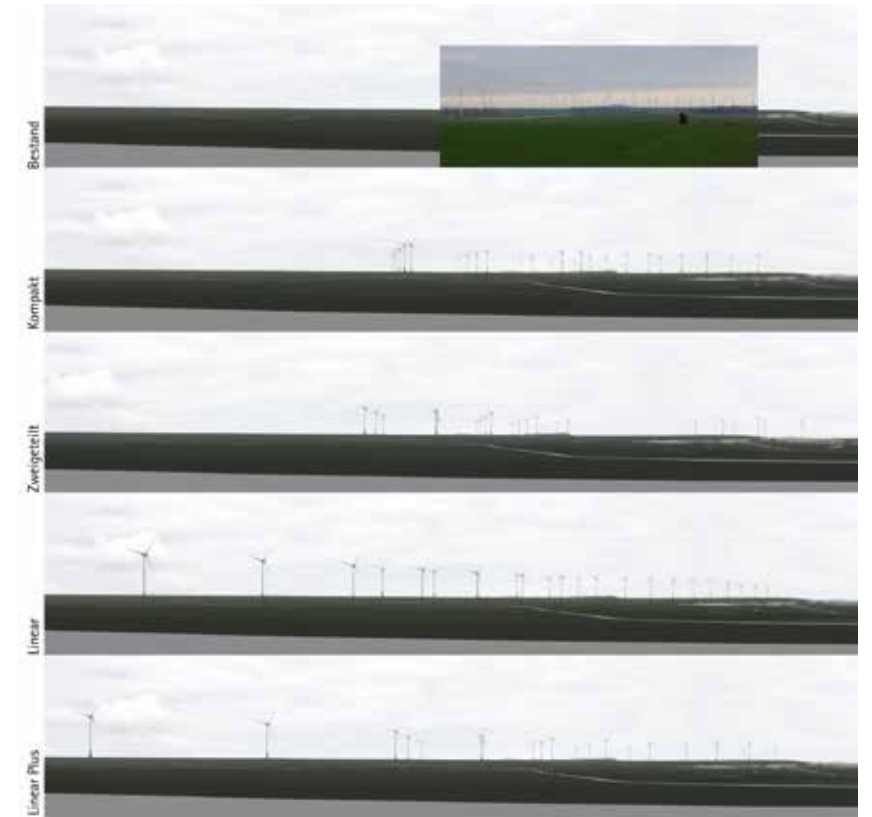
Aus den Ergebnissen der Studienprojekte und den Zwischenergebnissen des Arbeitskreises lassen sich drei Thesen zu Windenergie und Baukultur zusammenfassen:

1. Wenn bei der Gestaltung von Windparks Baukultur zum Thema wird und im besten Falle das Landschaftsbild bereichert wird, könnten manche Landschaftsschutzgebiete aus der bisherigen Zuordnung als weiche Tabuzone für Windenergie

herausgenommen und zu Potenzialflächen werden. Damit könnte die Gesamtpotenzialfläche zur Windenergiegewinnung in den Regionen erhöht werden, was größeren Gestaltungsspielraum bringt, um sowohl auf regionalem als auch lokalem Maßstab ökonomisch und ästhetisch hochwertige Windparks zu gestalten. Im Moment ist dieses fast nie möglich, denn aufgrund der vielen Tabukriterien bleiben in den Regionen gar nicht so viele Flächen übrig, wie benötigt würden, um die Ziele der Energiewende zu erreichen.

2. Das Einbeziehen ästhetischer Argumente ist – neben ökonomischen Beteiligungsformen – eine gute Möglichkeit, die lokalen Akteure am Bauprozess von Windparks teilhaben zu lassen. Verschiedene Gestaltungsalternativen, wie sie beispielsweise im Arbeitskreis entwickelt wurden, könnten von den Bürgern diskutiert und möglicherweise abgestimmt werden, was die Akzeptanz neuer Windparks befördern könnte.

3. Schon die ersten Zwischenergebnisse des Arbeitskreises zeigen, dass für jeden potenziellen Windpark-Standort verschiedene, gute Gestaltungen entwickelt werden können. Welche der Gestaltungsalternativen die beste ist, muss entschieden werden. Eine Möglichkeit dafür wären Wettbewerbe – warum sollen für Windparks im ländlichen Raum nicht genauso Gestaltungswettbewerbe durchgeführt werden wie für Stadtparks im urbanen Raum? Hierfür sollten dann interdisziplinäre Teams aus Landschaftsarchitekten und Naturschützern in Zusammenarbeit mit den Betreibern gebildet werden, um auch die wirtschaftlichen Aspekte zu berücksichtigen. Angesichts der Tatsache, dass zukünftig immerhin ungefähr 2 Prozent der Landesfläche mit visuell sehr präsenten Windenergieanlagen besetzt werden müssen, um die Ziele der Energiewende zu erreichen, sollte ein derartiges Ringen um Gestaltqualität und Baukultur für Windparks unbedingt angestrebt werden.



Vergleich von Bestand und vier Gestaltungsalternativen für den Windpark Winnigstedt-Gevensleben von einem der vier gewählten Standorte für die Perspektiven (Arbeitskreis „Ästhetische Energielandschaften“, Netzwerk Baukultur Niedersachsen)

QUELLEN

Gombrich E. (1982) „Ordnung und Zweck in der Natur“ in: Ders. *Ornament und Kunst. Schmucktrieb und Ordnungssinn in der Psychologie des dekorativen Schaffens*. Stuttgart, Klett-Cotta
Schmid C. et al. (2014) Den Landschaftswandel gestalten. Bonn (Bundesamt für Naturschutz)/Berlin (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung)

Architekt Much Untertrifaller

Dietrich | Untertrifaller Architekten



Rural Urbanism

Die Planung des REKA-Feriendorfes in Urnäsch (in Zusammenarbeit mit Arch. Roland Gnaiger) war angesichts eines interessanten Programms und der wunderbaren Qualitäten des vorgefundenen Landschaftsraumes und des bestehenden Ortskerns eine überaus schöne Aufgabe. Angesichts anderer, durch das Grundstück gegebener schwieriger Bedingungen aber auch eine große Herausforderung.

Im hügeligen Voralpengebiet der Ostschweiz, das von tief eingeschnittenen Tälern durchfurcht ist, befindet sich auf ca. 800 Metern über dem Meeresspiegel das Dorf Urnäsch am gleichnamigen Flüsschen, das sich durch den hier etwas breiteren Talgrund schlängelt. Östlich des Bahnhofs der Appenzellerbahn liegt auf einem sanft abfallenden Gelände das Feriendorf. Die 50 Einheiten für Familien mit Kindern sind in drei winkelförmigen Trakten zusammengefasst, die kammartig an einer Basis, bestehend aus vier Häusern mit Gemeinschaftseinrichtungen, andocken.

Auf dem Programm des Feriendorfes rangiert Familienfreundlichkeit ganz oben. Also wundern sich kinderlose Gäste vielleicht, dass in ihrer Wohnung ein Stühlchen, ein Bettchen, ein Töpfchen und ein Dutzend weiterer Utensilien für die jüngsten Familienmitglieder mitgedacht sind. Aber auch sonst gibt es eine Fülle praktischer Lösungen. In Nischen und Schränken findet alles seinen Platz. Und wenn man die Küche inspiziert, könnte man glauben, hier würde die nächste TV-Kochsendung stattfinden. Es fehlt an nichts, es ist alles vielfach in erster Qualität vorhanden.

Will man die Zielsetzung unserer Planung auf den kürzesten Nenner bringen, dann erkannten wir in diesem Auftrag zwei große Entwurfsthemen: Integration und Eigenständigkeit! Diese wollten wir jeweils auf höchstem Niveau verwirklichen.

Unter Integration verstehen wir die sorgfältige Einführung in den bestehenden sozialen, wirtschaftlichen, ökologischen und den räumlich-architektonischen Bestand. Eigenständigkeit heißt für uns, das Schaffen einer neuen, eigenen Welt, in diesem Falle einer Ferienwelt, die als ein „noch nie Dagewesenes“ den langsam und lange gewachsenen Bestand der Tradition bereichert, ergänzt und kontrastiert.

Wir suchen nach Bauten, die sich nicht verstecken, aber auch nicht eitel hervortun, und versuchen Wege zu legen, die sich in das Netzwerk des Dorfes fügen und dieses fortweben. Integration meint: Der Wunsch der Nachbarn auf Sonne und Ausblick wird durch uns in ein angestammtes Recht erhoben. Die Baumaßnahmen ducken sich weg und nehmen in Maß und Maßstab das Maß und den Maßstab des Dorfes auf. Integration meint weiter: überall wo dies nützlich und sinnvoll ist, Methoden und Materialien des Ortes zum Einsatz zu bringen, den Dorfwald in Häuser zu transformieren und in den Fassaden, in Böden und Wänden zu veredeln: Ökologie ist eine freundliche und wertschätzende Geste gegenüber dem Dorf, der Region und ihren Schätzen. Technisch heißt das im konkreten Fall: Holzbau, Minergie-Standard und Eco-Level. Die Wertschöpfung bleibt in der Region, es kommt zu einem Zugewinn an zeitgemäßem Know-how.

Die Eigenständigkeit führt zum Entstehen einer eigenen und eigenständigen, möglichst zauberhaften und luxuriösen Binnenwelt. Der Luxus der Zukunft wird nicht in teuren Uhren, exklusiven Autos, Designermöbeln und modischem Outfit bestehen, sondern in den allerselbstverständlichsten und gleichzeitig am meisten bedrohten Dingen: Ruhe, Sicherheit, Muße, Ausblick! Ein guter Platz an der Sonne, Echtheit, Gemeinschaft, Platz und Raum – das werden morgen die wichtigsten Dinge sein. Mit der Anlage dieser Feriensiedlung haben wir versucht, diese Zukunft und diese Art Luxus vorwegzunehmen.

Die große Frage an uns und auch ein häufiges Bedenken kritischer Bürger dreht sich immer wieder um die Bauform, besonders um ihr Verständnis zur Tradition. Dazu ist zu sagen, dass es einfach unmöglich ist, in die Form eines, noch dazu meist alleine im Landschaftsraum stehendes, Appenzellerhauses eine Ferienanlage für Hunderte Menschen auf relativ engem Raum zu pressen. Vertrautheit haben wir im Material gesucht, in der Ruhe der Innen- und Außenräume, in den Atmosphären und in der Ordnung der Dinge. Wir hoffen, es braucht keinen gehobenen Fachverstand, nur ein wenig Offenheit, um diese Anliegen zu erkennen, zu erleben und zu genießen.



Urnäsch



REKA Feriendorf in Urnäsch



Urnäsch

Fotos: Bruno Klotzler, Wien

Funktionale Architektur

Im Süden führt die Kantonsstraße an der Siedlung vorbei. Hier schirmen die vier dem Gelände folgenden Gemeinschaftshäuser die dahinterliegenden Wohngebäude und -höfe von Lärm und Staub ab. Zusätzlich wird so ein kindgerechter und gegen die Straße gesicherter Binnenraum der Siedlung geschaffen. Eine Unterführung erlaubt den gefahrlosen Zugang zu den Spielflächen und zum Badeplatz an der Urnäsch. Die Zufahrt zum Feriendorf erfolgt an der Ostseite, wo der Parkplatz und unter dem ersten Wohntrakt ein Parkdeck angeordnet sind.

Die Zeile der Gemeinschaftsbauten ist niedriger als die Wohnbauten, da sie oberirdisch nur eingeschossig ist. Das zusammenhängende Untergeschoss tritt am östlichen Ende der Hauskette als Normalgeschoss hervor und nimmt an dieser Stelle den Haupteingang zur Siedlung mit den Empfangsfunktionen auf.

Die Außenräume der Siedlung sind ausschließlich fußläufig erschlossen. Hinter den vier Gemeinschaftshäusern verläuft über Rampen die interne Hauptachse, die den Hauptzugang der Siedlung mit dem Urnäscher Bahnhof verbindet. Die Wege zu den Ferienwohnungen zweigen davon rechtwinklig ab. Daran reihen sich in drei abgewinkelten, zweigeschossigen Baukörpern die Wohnungen mit zwei, drei, vier und fünf Zimmern, sodass zwei weitgehend geschlossene und ein halb offener Wohnhof gebildet werden. An einem Treppenhaus liegen im Erdgeschoss und im Obergeschoss je zwei Wohnungen. Ihre Grundrisse sind flächenmäßig optimiert, entsprechen aber in der Struktur normalen Familienwohnungen, die an der West- bzw. Südseite über breite Sonnenterrassen verfügen.

Die Siedlung wurde mit dem Anspruch weitestgehender Behindertengerechtigkeit gestaltet. Vier unterschiedlich große Ferienwohnungen sind voll behinderten-tauglich dimensioniert und gestaltet. Weitere vier Wohnungen erfüllen den Anspruch bedingter Rollstuhltauglichkeit. Durch den Fahrstuhl im Eingangsbereich und die Rampenanlage des Hauptweges sind die EG-Wohnungen und alle Gemeinschaftsbe-reiche für Behinderte zugänglich.

Die Untergeschosse der gesamten Siedlung einschließlich der Geschossdecke über dem Untergeschoss bestehen aus einer teilweise wärmegeprägten Stahlbe-tonkonstruktion, wobei aus dem Gelände herausragende Bauteile in Sichtbeton ausgeführt sind. Sämtliche oberirdischen Geschosse sind Holzkonstruktionen und außenseitig mit Brettschalung verkleidet. Die niedrige Gebäudehöhe macht die be-grünten Dachflächen von der Ortschaft aus zur dominierenden, aber nicht störenden Ansichtsfläche, die sich gut in die Umgebung integriert.

Bauten mit Ökosiegel

Die Anlage wurde auf den Schweizer MINERGIE-Energiestandard ausgelegt. Das Baumaterial wurde nicht weit transportiert, die Konstruktion der Wohnbauten besteht zu einem dominierenden Anteil aus Massivholz, das weitgehend aus dem Gemein-dewald Urnäsch stammt. Selbst die Handwerker stammen zu zwei Dritteln aus der Region. Die Heizenergie wird aus einem neu errichteten, gemeindeeigenen Block-heizkraftwerk CO₂-neutral mit Hackschnitzeln beheizt. Dafür erhielt das Feriendorf das MINERGIE-Eco-Zertifikat, das die umweltschonenden Baustoffe und Bauweisen prüft und bestätigt.

Konstruktion Wände und Decken

Die Bauten des Feriendorfs sind Holzbauten. Aufgrund der Hanglage des Baugrund-stückes, dessen natürlicher Geländeverlauf nur geringfügig korrigiert wurde, tritt das Sockelgeschoss teilweise oberirdisch in Erscheinung. Vor allem ist dies am Zugangs-hof im Osten und entlang der Kantonsstraße am Südrand der Anlage der Fall. Dort wurden die Außenwände des Sockelgeschosses in Sichtbeton ausgeführt.

Materialwahl aus der Region

Dem Architekturliebhaber werden spezielle Detaillierungen und überschaubare Materialwahl auffallen: sägeraues Holz, rot eingelassene, zementgebundene Holz-faserplatten, außen zusätzlich lackiert, exakt verschraubt.

Alle Außenfassaden der in Holz konstruierten Außenwände sind mit sägerauen Rottanne-Brettern verkleidet. Wohnbauten haben horizontale, Gemeinschaftsbauten vertikale Brettschalung.





Architektin Katja Ahad

geboren 1970, aufgewachsen in Münster (Westfalen) und Yarm-on-Tees, England. Studium der Architektur an der Leibniz Universität Hannover und an der ETH Zürich; Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes; 1998 Diplom bei Prof. Peter P. Schweger; 2000 Gründung von AHAD Architekten mit Sascha Ahad; 2001 bis 2002 Lehrauftrag an der Technischen Universität Braunschweig am Institut für Baukonstruktion und Industriebau; 2005 bis 2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Leibniz Universität Hannover am Institut für Entwerfen und Konstruieren. 2011 bis 2013 im Landesvorstand des BDA Niedersachsen; seit 2014 Mitglied der Vertreterversammlung der Architektenkammer Niedersachsen. Vorträge u. a. an der FH Köln, PBSA Düsseldorf, FH Aachen, LU Hannover und University of Michigan, USA. Auszeichnungen u. a. BDA Preis Niedersachsen 2012 und Nominierung für den Niedersächsischen Staatspreis für Architektur 2014.



Architekt Joachim Brenncke

geboren 1957 in Wulfsahl, Kreis Parchim, 1978 bis 1983 Hochschule für Architektur und Bauwesen, Weimar, Diplom HAB Weimar, 1983 Berufstätigkeit: 1983 bis 1990 Entwurfsarchitekt im Stadtbaubetrieb Schwerin, Gruppenleiter für Entwurf im Stadtbaukombinat, Schwerin, seit 1990 freiberufliche Tätigkeit als Architekt Lehrtätigkeit: 1997 bis 2001 Lehraufträge an der FH Wismar, FB Architektur: Gebäudesanierung/Spezielle Baukonstruktionen, 2001 bis 2004 Lehraufträge an der FH Wismar, FB Architektur: Betreuung von Diplomarbeiten als Zweitprüfer; 1999 bis 2004 Lehraufträge für die Handwerkskammer Schwerin: Restaurator im Handwerk/Baukonstruktion Ehrenamtliche Tätigkeit: 1987 bis 1989 Vorstandsmitglied des Bundes der Architekten, SN Zuständigkeit für Rekonstruktion und Denkmalpflege; 1989 bis 1990 Vorsitzender des Bundes der Architekten, Schwerin, bis zu dessen Auflösung 1990, Gründungsausschussvorsitzender der Architektenkammer M-V; seit 1991 Präsident der Architektenkammer M-V; seit 2001 Vizepräsident der Bundesarchitektenkammer; seit 2005 Prüfungskommission Bausachverständiger; seit 2007 Vorstandsmitglied Akademie für Nachhaltige Entwicklung M-V.



Architekt Prof. Max Dudler

Max Dudler wurde in Altenrhein in der Schweiz geboren. Er studierte Architektur an der Städelschule in Frankfurt am Main und an der Hochschule der Künste Berlin. Zunächst arbeitete er im Büro von Oswald Mathias Ungers, bevor er 1986 in Gemeinschaft mit Karl Dudler und Pete Welbergen ein Büro gründete. Seit 1992 leitet er sein eigenes Büro mit Niederlassungen in Berlin, Zürich und Frankfurt am Main. Im Verlauf der zwei Dekaden seines Bestehens hat sich der Fokus des Büros über die klassischen Architekturaufgaben hinaus erweitert. In immer neuen Kontexten hat Max Dudler seinen konzeptuellen Ansatz inzwischen auf städtebauliche Planungen, Verkehrsbauten, Konversionen, denkmalpflegerische Aufgaben, Ausstellungen bis hin zu Möbelentwürfen übertragen. Zahlreiche Auszeichnungen, u.a. zuletzt der DAM Preis für Architektur in Deutschland 2012 für das Hambacher Schloss und der „International Award Architecture in Stone“ Marmomacc 48th Exhibition Verona für das Besucherzentrum Schloss Heidelberg, sind Resonanz einer stetigen, beharrlichen Beschäftigung mit Architektur. Seit 2004 unterrichtet Max Dudler als Professor an der Kunstakademie Düsseldorf.



Prof. Dr. Alexander Gutzmer (Moderation)

Dr. Alexander Gutzmer ist Chefredakteur des Architekturmagazins Baumeister und Editorial Director des Verlags Georg D.W. Callwey. Zuvor arbeitete der promovierte Kulturwissenschaftler und Diplom-Kaufmann als Editorial Director bei der Hubert Burda-Tochter Burda Creative. Als Chefredakteur verantwortete er knapp sechs Jahre lang das Wirtschaftsmagazin think:act (Roland Berger Strategy Consultants). Drei Jahre lang berichtete Gutzmer zuvor für die Welt am Sonntag aus London und Berlin. Gutzmer ist Professor für Medienkultur und Kommunikation an der Quadriga-Hochschule in Berlin. Auf Focus online schreibt der gebürtige Hamburger eine Kolumne zu Architektur und Stadt.



Architekt Peter Haimerl

Peter Haimerl ist 1961 in Eben bei Viechtach geboren. Seit 1991 erprobt er die Möglichkeiten bestehender Technologien in unterschiedlichen Projekten. Das vielfach publizierte Projekt „Birg mich, Cilli!“, ein umgebautes Bauernhaus in Eben, erhielt 2008 den Architekturpreis Beton und 2009 den „Best Architects Award“ sowie 2011 eine Anerkennung beim Deutschen Architekturpreis. Die „Salvatorgarage“ in München wurde mit dem Preis für Stadtbildpflege der Landeshauptstadt München ausgezeichnet. Mit seiner Firma „Haus.Paten Bayer.Wald“ bewahrt er die Bautradition im Bayerischen Wald und versucht, die Bewohner dieser Region von der Hochwertigkeit ihrer Baukultur zu überzeugen und sie vor dem Abriss ihrer eigenen Geschichte zu bewahren.



Architekt Tristan Kobler

1987 bis 1996 realisierte Tristan Kobler als Szenograf und Kurator am Museum für Gestaltung Zürich rund sechzig Ausstellungen in den Bereichen Grafik, Medien, Kunst, Fotografie und Kunsttheorie. 1999 initiierte er mit Dorothea Wimmer und Teresa Chen das Kunst- und Kulturprojekt KLINIK in Zürich und gründete im Anschluss sein eigenes Architekturbüro Morphing Systems. Das Büro entwickelte zusammen mit der internationalen Arbeitsgemeinschaft extasia die Arteplage in Yverdon-les-Bains an der Schweizerischen Landesausstellung Expo.02. Mit Barbara Holzer gründete er 2004 das Architekturbüro Holzer Kobler Architekturen in Zürich und 2012 einen weiteren Standort in Berlin. Shanghai ist zurzeit im Aufbau. Das international agierende Büro deckt ein breites Spektrum von Städtebau bis Architektur, von Szenografie bis Design ab. Tristan Kobler ist seit 2011 Professor an der Haute École d'Art et du Design, Genf (HEAD). Barbara Holzer und Tristan Kobler wurden mit dem Grand Prix Design der Schweizerischen Eidgenossenschaft ausgezeichnet.



Landschaftsarchitektin/Stadtplanerin Prof. Irene Lohaus

geboren 1965, Kreis Steinfurt, Studium an der Universität Hannover 1984 bis 1990 - Diplom; Prof. G. Nagel, Landschaftsarchitekt Hannover, Anstellung und Freie Mitarbeit, Projektleitung, 1990 bis 1993; Projekt- und Bürogemeinschaft mit M. Diekmann, Architekt und Landschaftsarchitekt, Hannover, 1992 bis 1994, Arge bis 2000; Projekt- und Bürogemeinschaft mit Peter Carl, Landschaftsarchitekt seit 1994 - Gesellschafterin der GmbH seit 2010; Mitglied im Kollegialkreis der Stadt Hannover 2001 bis 2005; Mitglied im Kollegialkreis der Stadt Oldenburg 2006 bis 2008; Lehrauftrag Leibniz Universität Hannover, Institut für Landschaftsarchitektur, 2006; Lehrauftrag Fachhochschule Münster, Department für Städtebau, 2006 bis 2009; Professur für Landschaftsbau, Technische Universität Dresden, Institut für Landschaftsarchitektur, seit 2010, aktueller Forschungsschwerpunkt Barrierefreies Bauen; Fachsprecherin des BDLA Niedersachsen seit 2011.



Landschaftsarchitekt Prof. Dr. Martin Prominski

Martin Prominski ist seit 2009 Professor für „Entwerfen urbaner Landschaften“ an der Leibniz Universität Hannover. Er studierte Landschaftsplanung an der Technischen Universität Berlin und absolvierte als DAAD-Stipendiat den Master in Landscape Architecture an der Harvard University, Graduate School of Design. Während seiner Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Prof. Loidl an der TU Berlin promovierte er mit einer Arbeit, die 2004 als „Landschaft entwerfen“ erschien. Von 2003 bis 2008 war er Juniorprofessor für „Theorie aktueller Landschaftsarchitektur“ an der Leibniz Universität Hannover. Er ist Mitglied u.a. in der Architektenkammer Niedersachsen (Landschaftsarchitekt), der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung und im STUDIO URBANE LANDSCHAFTEN, einer interdisziplinären Plattform für Forschung, Praxis und Lehre. Seine aktuellen Forschungen widmen sich den Potenzialen von „Design Research“, der Gestaltung urbaner Natur sowie erneuerbaren Energielandschaften. Zuletzt ist von ihm das Buch „Urbane Natur gestalten“ erschienen (Basel, Birkhäuser 2014).



Ministerin Cornelia Rundt

geboren am 16.04.1953 in Mülheim an der Ruhr, verheiratet, 3 Kinder. 1972 Abitur, ab 1972 Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Westf.-Wilhelms-Universität Münster, Schwerpunkt Bankbetriebslehre, 1979 Dipl.-Kauffrau, 1976 bis 1985 Familienphase, 1986 bis 1997 Unternehmensberaterin, Managementtrainerin, Sachverständige für Vergütungs-, Pflegesatz- u. Wirtschaftlichkeitsfragen von sozialen Einrichtungen, Gutachterin, 1989 bis 1993 zunächst Dozentin bei der Gesellschaft zur Förderung Berufsspezifischer Ausbildung (GFBA e.V., Bonn), dann Leiterin des GFBA-Bildungszentrums Hannover, fachliche und kaufmännische Leitung, 1994 bis 1995 Regionalbeauftragte des Bundesverbands privater Alten- und Pflegeheime und sozialer Dienste e. V. für Niedersachsen und Bremen, 1995 bis 1997 Handlungsbevollmächtigte der Unternehmensgruppe Süntel Bau GmbH mit Schwerpunkt Konzipierung, Bau und Betreibung sozialer Einrichtungen, 1997 Geschäftsführerin der Sozialkonzept Katharinenhof GmbH, Sanierung der Einrichtung, 1997 bis 2013 hauptamtlicher Vorstand des Paritätischen Wohlfahrtsverbands Niedersachsen e.V., seit 19.02.2013 Niedersächsische Ministerin für

Soziales, Gesundheit und Gleichstellung, Beratungs- und Kuratoriumsengagement: Vorsitzende des Kuratoriums der Stiftung Familie in Not, Vorsitzende des Landesarbeitskreises für Arbeitssicherheit beim Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung.



Dr. Wolf-Michael Schmid

geboren am 22. November 1947 in Schöningen, Geschäftsführender Gesellschafter der Unternehmensgruppe Dr. Schmid, Helmstedt, mit Standorten in Braunschweig, Goslar, Hannover und Magdeburg, 100 Mitarbeiter, darunter 20 Auszubildende, Führung von drei Bosch-Service-Häusern, zwei MAN-Vertragswerkstätten und Entwicklung von Immobilienobjekten, seit 1977 Mitglied des Verkehrsausschusses der IHK Braunschweig, 1977 Gründungsmitglied der Braunschweiger Wirtschaftsunioren, seit Februar 1990 Mitglied der Vollversammlung der IHK Braunschweig, seit 1990 Mitglied des Präsidiums der IHK Braunschweig, 1996 bis 2005 1. Stellvertreter des Präsidenten der IHK Braunschweig, 1996 bis 2001 Mitglied der Vollversammlung der IHK Magdeburg, 1997 Gründung der Initiative „Pro Helmstedt – Unternehmer für die Region“ gemeinsam mit anderen Helmstedter Unternehmern, seit Januar 2006 Präsident der Industrie- und Handelskammer Braunschweig, seit 2006 Mitglied im Kuratorium der Stiftung NORD/LB-Öffentliche, seit Januar 2007 Vorsitzender des Fördervereins Schöninger Speere – Erbe der Menschheit e. V., seit 2009 Mitglied im Verwaltungsrat der Ev. Stiftung Neuerkerode, seit 2012 Präsident des Braunschweigischen Hochschulbundes, Mitglied im Rotary Club Helmstedt.



Kammerpräsident Wolfgang Schneider

geboren 1948, verheiratet, drei Kinder, Dipl.-Ing. Architekt BDA DWB
1967 bis 1971 Studium FH Höxter, 1971 bis 1975 Studium der Architektur TU Berlin, Diplom mit Auszeichnung, 1975 bis 1976 Wiss. Mitarbeiter TU Berlin, 1976 bis 1984 Wiss. Assistent Architekturfakultät Universität Hannover, 1985 bis 1989 Büro Graaf-Schweger + Partner, Leitung Büro Hannover, 1990 bis 2006 Partner im Büro Architekten Schweger + Partner, Hamburg, Hannover, Berlin, 1997 bis 2007 ASP Geschäftsführender Gesellschafter Schweger Assoziierte Gesamtplanung GmbH, 1999 bis 2003 Landesvorsitzender BDA Niedersachsen, 2000 bis 2011 Vorstandsmitglied Hamburgplan AG, 2003 Präsident Architektenkammer Niedersachsen, 2004 Vorstandsmitglied Institut für Bauforschung, Hannover, 2006 ASP Architekten Schneider Meyer Partner BDA, 2007 Vorstandsvorsitzender Lavesstiftung, 2010 1. Vorsitzender Förderverein Freunde der KunstFestSpiele Herrenhausen e.V., 2012 Berufung in den Konvent der Baukultur, zahlreiche Preise, Auszeichnungen, Realisierungen und Veröffentlichungen sowie Preisrichter/Juryvorsitzender in diversen Wettbewerbsverfahren.



Architekt Lothar Tabery

1972 bis 1978 Studium der Architektur Technische Universität Hannover, seit 1983 freischaffender Architekt, seit 1987 Architekturbüro Tabery in Bremervörde, seit 1989 Mitglied im Bund Deutscher Architekten, 1991 bis 1995 Lehraufträge für Entwerfen Fachhochschule Oldenburg, 1997 Lehrauftrag für Ökologisches Bauen Fachhochschule Buxtehude, seit 2001 Vorstandsmitglied der Architektenkammer Niedersachsen, seit 2012 Vizepräsident der Architektenkammer Niedersachsen, seit 2014 stellvertretender Vorsitz BauKulturLand-Verein im Elbe-Weser-Dreieck.



Architekt Much Untertrifaller

Much Untertrifaller wurde 1959 in Bregenz geboren und ist dort aufgewachsen. Er studierte Architektur an der Technischen Universität in Wien bei Ernst Hiesmayr. Seit 1982 projektierte er gemeinsam mit seinem Vater, dem Architekten Much Untertrifaller Senior und setzte 1992 mit dem Silvertahaus auf der Bielerhöhe in Partenen ein Zeichen der Wende im alpinen Bauen. Seit 1998 als freier Architekt in der Kammer Baden-Württemberg und seit 2014 als Ziviltechniker in der Kammer für Wien, Niederösterreich und Burgenland eingetragen. Much Untertrifaller war bis 2010 im Gestaltungsbeirat der Stadt Salzburg, ist derzeit im Gestaltungsbeirat von Graz und Vorstandsmitglied der Architekturstiftung Österreich. Er lehrte als Gastprofessor an der Fachhochschule Konstanz und an der Technischen Universität in Wien.



Herausgeber

Projektleitung im Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Gesundheit und Gleichstellung
Birgit Leube
www.ms.niedersachsen.de

Projektleitung in der Architektenkammer Niedersachsen
Lars Menz
www.aknds.de

Organisation und Redaktion Lars Menz

Korrektur Marlies John

Gestaltung Kerstin Holzwarth, Hamburg

Fotos Stefan Neuenhausen, Hannover

Titelbild paläon, Schöningen (Bauherrin: Stadt Schöningen; Architekten: Holzer Kobler Architekturen Zürich/Berlin)

Foto: Klemens Ortmeyer

Druck gutenberg beuys, Langenhagen

September 2015

Diese Broschüre darf, wie alle Broschüren der Landesregierung, nicht zur Wahlwerbung in Wahlkämpfen verwendet werden.



Niedersachsen

**Niedersächsisches Ministerium für Soziales,
Gesundheit und Gleichstellung**

Hannah-Arendt-Platz 2
30159 Hannover
Telefon 0511 120-0
Telefax 0511 120-4298
www.ms.niedersachsen.de



**Architektenkammer
Niedersachsen**

Friedrichswall 5
30159 Hannover
Telefon 0511 28096-0
Telefax 0511 28096-19
info@aknds.de
www.aknds.de

Medienpartner:

BAU
DAS ARCHITEKTUR-MAGAZIN
MEISTER